V 4664
J4
opy 1

LIBRARY OF CONGRESS
0 020 517 219 1

BV
4664
.J4

Class BV4664

Book .J4

Copyright No.

COPYRIGHT DEPOSIT.

Du sollst den Namen deines Gottes nicht missbrauchen.

Von **Martin Peter Jensen,**
Pastor an der ev.-luth. Immanuels-Gemeinde.

Burlington, Kit Carson Co., Colorado.
1912.

THE LIBRARY
OF CONGRESS
WASHINGTON

BV4664
.J4

COPYRIGHTED 1912.
BY REV. MARTIN PETER JENSEN.

$.50

©CLA312531
no. 1

Du sollst den Namen deines Gottes nicht misszbrauchen.

(2. Mos. 20, 7.)

Unter dem Namen Gottes verstehen wir: Gott selbst, sein Wesen, seine Vollkommenheit, Eigenschaften, Werke, Wille, Ordnungen, Wort, Sakrament u. s. w. Der Name Gottes ist der höchste, heiligste und vollkommenste Name im Himmel und auf Erden, darum soll er auch stets mit heiliger Scheu und kindlicher Ehrfurcht gebraucht werden.

Ein Mensch mißbraucht den Namen Gottes, wenn er denselben unnützlich führt.

Die unnützliche Führung des Namens Gottes und Jesu ist keine geringe, sondern eine große und schwere Sünde.

Keinem, er sei auch wer er wolle, vornehm oder gering, ist das leichfertige Fluchen und Schwören erlaubt.

Die zwei Herren. Ein frommer Mann war einst in Gesellschaft mit einem andern, welcher häufig die Worte „Teufel" „alle Teufel" und dergleichen im Munde führte und zuletzt den Namen Gottes mißbrauchte.

„Halt", sagte da jener, „ich habe stillgeschwiegen, während Sie sich solche Freiheiten nur mit dem Namen Ihres Herrn nahmen; aber ich muß darauf bestehen, daß Sie sich nicht dergleichen gegen meinen Herrn erlauben."

Du sollst den Namen deines Gottes nicht mißbrauchen. Ein südamerikanischer Pflanzer hatte einen Neger als Haus-

bedienten, für den er große Vorliebe hegte. Sein Diener mußte ihm bei Tisch aufwarten und ihm gegenüberstehen, um auf jeden Wink seines Herrn merken zu können. Leider mißbrauchte der Pflanzer oft den Namen Gottes auf leichtsinnige Weise; es war ihm so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er ihn oft aussprach, ohne nur daran zu denken. Aber jedesmal, wenn der Herr den Namen Gottes gedankenlos nannte, neigte sich der Neger tief und feierlich.

„Warum tust du das?" fragte der Pflanzer.

„Ach," sagte der Neger, „es erfüllt meine ganze Seele mit Ehrfurcht, wenn ich diesen großen, heiligen Namen höre."

So hielt er, ohne ihn zu beleidigen, seinen Herrn von einer sündlichen Gewohnheit ab.

Oberlins Schwiegermutter. L. v. R. erzählt uns von der Schwiegermutter des Pfarrers Oberlin in Steintal folgende Geschichte: Mit Oberlins Gattin zog auch deren Mutter ins neue Pfarrhaus, eine liebe, treue, gottergebene Seele und teures Gotteskind. Doch haben die Kinder Gottes hier unten auf Erden noch ihre Schwächen und Gebrechen, und muß der himmlische Vater mit den Unarten seiner Kinder viel Geduld haben und sie mit großer Langmut und Barmherzigkeit tragen. Oberlins Schwiegermutter hatte auch so eine Unart an sich, die sich bei Gotteskindern häufig findet und doch nicht gefunden werden sollte. Sie kannte das zweite Gebot wohl, aber sie hatte eine böse Gewohnheit. Bei jeder Begebenheit, wenn sie eine Neuigkeit hörte, erschrak, oder überrascht wurde, rief sie „Ach Gott" oder „Ach Herr Jesus." Oberlin hörte das und sprach mit aller Liebe mit der Mutter, daß sie dabei das zweite Gebot übertrete, und den Namen des Herrn mißbrauche. Sie entschuldigte sich damit, daß sie nicht Böses dabei denke und daß es nur eine Gewohnheit sei. Der Herr werde ihr das nicht anrechnen, denn er wisse, daß sie ihn liebe, etc. Oberlin hatte oft mit der Mutter geredet und sie gebeten, diese Unart zu bekämpfen. Doch alles war vergeblich und sie blieb dabei, daß sie nichts Böses dabei denke. Oberlin war das sehr schwer, besonders auch seiner

Dienstboten und Kinder wegen, welche das böse Beispiel täglich vor Augen hatten. Der praktische Mann sann deshalb auf Mittel und Wege, die Mutter von dieser Unart zu erlösen. Hinter dem Hause war der Garten mit einer Fliederlaube. Diese Laube war der Mutter Lieblingsplatz, und dort saß sie gewöhnlich und beschäftigte sich mit ihrem Strickstrumpfe. Oberlin hatte grünen Kohl im Garten, der sehr von Raupen heimgesucht wurde. Da kam ihm ein glücklicher Gedanke. Die Mutter hatte nach dem Mittagessen ihr Plätzchen in der Fliederlaube wieder aufgesucht, als Oberlin erschien und anfing die Raupen von seinem Kohl zu suchen. Bei der ersten Raupe rief er: „Schwiegermutter, ich habe eine Raupe."

Die Mutter sagte: „Töte sie."

Bei der zweiten Raupe rief er: „Schwiegermutter, schon wieder eine Raupe" und zertrat sie. So rief er bei jeder Raupe: „Schwiegermutter, schon wieder eine."

Da sagte die Mutter: „Aber, lieber Oberlin, töte doch die Raupen und rufe mich nicht bei jeder Raupe."

Oberlin sagte freundlich: „Liebe Mutter, ich denke nichts Böses dabei; du weißt doch, daß ich dich lieb habe. Schwiegermutter, schon wieder eine."

Darauf sagte die Mutter verstimmt: „Oberlin, ich verbitte mir das. Was kümmern mich deine Raupen?"

Oberlin antwortete freundlich: „Ich denke gewiß nichts Böses dabei, liebe Mutter, du weißt doch, daß ich dich lieb habe. Schwiegermutter, schon wieder eine."

Da erhob sich die Mutter, nahm ihre Fußbank und ging zornig in das Haus. Oberlin folgte ihr und frug freundlich, was ihr fehle, sie sehe so verstimmt und mißvergnügt aus.

Nun machte sie ihrem Unmut Luft und sagte, sie sei eine alte Frau und lasse sich nicht verspotten. Oberlin solle sich als Pastor schämen, sich solche Scherze mit seiner Mutter zu erlauben; sie könne seine Handlungsweise auch gar nicht verstehen, da er sie sonst zuvorkommend und liebevoll behandle, aber daß sie nicht dulden könne, daß er sie zum Gegenstand seines Spottes

sich erlesen und bei jeder Raupe ihren Namen rufe, das müsse er selbst einsehen, und so zürne sie mit Recht, etc.

Oberlin ließ sie ausreden, ergriff dann ihre Hand und sagte ihr, daß er sie nicht habe kränken wollen. Doch wenn sie, ein armes, sündiges Geschöpf, nicht ertragen könne, daß ihr Name unnütz geführt werde, wie dann wohl der König Himmels und der Erde sich gefallen lassen, daß sie Jahr aus, Jahr ein, täglich so unzähligemal seinen Namen leichtfertig ausspreche und unnützlich führe, etc. Da reichte sie ihm dankbar die Hand und versprach, von nun an jene Sünde zu bekämpfen, und Oberlin möge ihr treulich helfen. Von nun an kämpfte sie tapfer und zwar mit Erfolg, und wenn sie einmal wieder leichtfertig den Namen des Herrn aussprach, sagte Oberlin nur: „O Schwiegermutter!“ und das genügte, bis sie schließlich den häßlichen Feind überwunden hatte.

Das zweite Gebot. Nicht weit vom Oderfluß, da wo seine Fluten schon langsamer der Ostsee zutreiben, liegt ein reicher Bauernhof. Die frische, rührige Tochter Marie, die sonst in der Wirtschaft brav zur Hand ging, hatte die Gewohnheit, bei jeder Gelegenheit zu rufen: „Ach Gott!“ oder „Herr Jesus!“ Dem Vater schnitt das ins Herz, so oft er es hörte, aber alles Ermahnen, daß es ein Mißbrauch des heiligen Namens sei, half nichts.

„Ach Vater,“ war immer die Antwort, „Ihr nehmts auch jetzt gar zu genau. Verlaßt euch darauf, ich denke mir garnichts dabei, und womit man nichts Böses denkt, das ist gewiß keine Sünde.“ Oft genug hatte der Vater vergeblich gesprochen; nun ließ er sie ein paar Tage gewähren. Eines Abends als Maria aus dem Hause war, sagte der Bauer zu den Knechten: „Morgen früh, wenn ihr die Suppe eßt, so ruft nur immer, einer nach dem andern: „Jungfer Marie! Jungfer Marie!“ Fragt meine Tochter dann, was ihr wollt, so sprechet nur: „O garnichts; wir sagen das nur so und denken uns nichts dabei.“ Den Mädchen in der Küche gab er dieselbe Weisung.

Am andern Morgen war Marie in der Speisekammer und

gab aus, was den Tag über gebraucht wurde, da tönte aus der Knechtsstube: „Jungfer Marie! Jungfer Marie!“

Flugs war sie unten: „Was gibts?“

„O nichts! gar nichts! wir sagen das nur so.“

Scheltend schlug sie die Türe zu, da ging es in der Küche los, und auch hier bekam sie nichts als leere Worte und heimliches Lachen zur Antwort. Und so fort, bald oben, bald unten schallte es ihr ins Ohr: „Jungfer Marie! Jungfer Marie!“ Sie stampfte mit dem Fuß auf und verlangte noch einmal zu wissen, was man von ihr wollte, aber umsonst. Da war ihre Geduld zu Ende; feuerrot im Gesicht kam sie in die Stube zum Vater.

Der tat, als wüßte er von nichts, und fragte: „Was hast du denn, Kind? Du siehst ja so zornig aus.“

„Und wie soll ich nicht,“ antwortete sie und erzählte mit hitzigen Worten, daß alles Gesinde sie verhöhne.

„Ach,“ sagte er, „das ist ja nicht so arg gemeint; sie haben ja nichts Böses dabei im Sinn.“

Da fing die Tochter an zu schluchzen und zu weinen: „Nein, Vater, euch kann kein Mensch mehr begreifen. Seht ihr denn nicht ein, daß aller Respekt bei den Dienstleuten zu Ende ist, wenn jeder ohne Sinn und Verstand, nur zum Spott meinen Namen durchs Haus schreit, und ihr laßt sie noch dabei gewähren?“

„Aber Marie,“ fiel ihr der Vater ins Wort, „ich kann dich nicht begreifen. Ich soll die Leute schelten, wenn sie Jungfer Marie! rufen, und du meinst doch, Gott könne nicht sauer sehen, wenn du seinen Namen immer im Munde führst, und hast doch gar keinen Gedanken an ihn?“

Der Beweis schlug durch; Marie weinte wohl noch, aber jetzt konnte sie den Vater begreifen. Sie fiel ihm um den Hals und versprach, von nun an wolle sie auf ihre Zunge acht haben. Manchen Kampf kostete es ihr wohl noch, aber was kein Mensch aus sich vermag, nämlich die Zunge, das unruhige Übel, zu zähmen, das gelang ihr endlich durch Gottes Kraft.

Mißbrauche den Namen Gottes nicht. Gustav hatte die sündliche Angewohnheit, bei der geringsten Gelegenheit: „Ach Gott!“ auszurufen. Die Ermahnungen der Eltern und Lehrer hatten wohl für eine Zeitlang gefruchtet, aber dann vergaß sich der Knabe wieder und fiel in seinen alten Fehler zurück. Sonst war's ein fleißiger und braver Junge. Eines schönen Sommertages saß Gustav am offenen Fenster und lernte seine Schulaufgaben. Da rief es aus dem Nebenzimmer: „Gustav!“

„Ich komme gleich,“ antwortete er und ging in das anstoßende Zimmer, aber da war niemand zu sehen. Etwas ärgerlich eilte Gustav wieder an seinen Platz.

Zehn Minuten hatte er wohl eifrig studiert, da rief jemand laut aus dem Garten: „Gustav, Gustav!“

„Ach Gott, dies unnütze Gerufe,“ brummte er vor sich hin und eilte die Treppe hinab. „Was soll ich denn!“ schrie er; wer ruft mich denn eigentlich?“

Aber so sehr auch Gustav hinter allen Büschen und Bäumen nachforschte, er konnte niemand erblicken. Zornig, daß man ihn so foppte, lief er wieder in sein Stübchen hinauf. Kaum hatte er jedoch fünf Minuten gesessen, da schallte es lustig hinter dem Hause: „Gustav, Gustav!“ Na, wart', dich will ich schon fassen, du sollst meinen Namen gewiß nicht wieder ohne Grund nennen,“ eiferte das Bürschlein und raste die Treppe hinunter. Rot wie ein Puter vor Zorn spähte Gustav überall im Hofe umher, vermochte aber keinen Menschen zu sehen. Dagegen rief's plötzlich hinter den Büschen im Garten: „Gustav, Gustav!“ Wie ein Pfeil schoß er nun auf die Stelle zu, woher die Stimme kam, aber wieder war nichts zu sehen. In Schweiß gebadet und glühend vor Hitze und Aufregung ging Gustav wieder dem Hause zu, da scholl es vom Stalle her so munter und fröhlich: „Gustav, Gustav!“

Noch einmal raffte er alle seine Kräfte zusammen und stürzte auf den Stall zu, aber auch hier war niemand zu erspähen. Jetzt riß dem Knaben der Geduldsfaden. Weinend vor Ärger und Zorn eilte er in des Vaters Stube und erzählte ihm sein Leid.

„Warte nur ein wenig, mein Junge," sagte der Vater und eilte hinaus. Nach einigen Minuten kam er wieder und brachte einen zahmen Star mit. Siehst du, das war der kleine Böse-wicht, der dich so lange gefoppt hat. Den Namen Gustav hat er sprechen gelernt und ruft ihn nun aus, so oft er Lust hat."

„O das garstige Tier," rief Gustav erbost aus; „ich möchte es am liebsten umbringen. Fortwährend hat der Vogel meinen Namen gerufen, so daß ich wohl zehnmal umsonst hinuntergelaufen bin. Da muß wohl jeder Mensch böse werden, wenn er ohne allen Grund zehnmal in einer Stunde gerufen wird!"

„Wie sollte denn aber der liebe Gott mit dir verfahren, Gustav?" versetzte der Vater streng. „Wie oft rufst du den Namen Gottes am Tage ohne allen Grund an! Bei der geringsten Gelegenheit heißt es bei dir: ‚Ach Gott!' Wenn nun der liebe Gott jedesmal zu dir käme und wollte dich fragen: ‚Was willst du von mir? Warum hast du meinen Namen gerufen?' Was wolltest du ihm dann antworten! Wer ist schuldiger, du oder der Vogel, der doch nur ein unvernünftiges Tier ist, während dir der liebe Gott Herz und Verstand gegeben hat!"

Gustav stand verlegen da, er fühlte sein Unrecht sehr wohl. Wie hart und lieblos hatte er gegen den Vogel geurteilt und war doch selbst einer viel größeren Strafe schuldig! Er fiel dem guten Vater um den Hals und bat herzlich um Vergebung. Mit Gottes Hilfe hat er aus allen Kräften darnach gestrebt, seine sündliche Gewohnheit abzulegen, und es ist ihm auch gelungen. Den lustigen Star aber hat er wie einen treuen Kameraden mit aller Liebe und Sorgfalt behandelt.

Wir sollen bei Gottes Namen nicht fluchen.

Fluchen heißt 1) den Namen Gottes lästern; 2) sich selber oder einem andern etwas Böses wünschen.

Welcher seinem Gott fluchet, der soll seine Sünde tragen. Welcher des Herrn Namen lästert, der soll des Todes sterben, die ganze Gemeinde soll ihn steinigen. Wie der Fremdling, so soll auch der Einheimische sein: wenn er den Namen lästert, so soll er sterben (3. Mos. 24, 15. 16).

Gott tue Abner dies und das, wenn ich nicht tue, wie der Herr David geschworen hat (2. Sam. 3, 9).

Und er sprach: Gott tue mir dies und das, wo das Haupt Elisas, des Sohnes Saphats, heute auf ihm stehen wird (2. Kön. 6, 31).

Verrate den Knecht nicht gegen seinen Herrn; er möchte dir fluchen, und du müssest die Schuld tragen (Spr. 30, 11).

Fluchen ist sehr gemein, denn mancher denkt, wenn er nicht flucht, so gehe es nicht, wie er verlangt. Was er tut, wird mit Fluchen angefangen, mit Fluchen fortgesetzt, und mit Fluchen geendigt. Da spricht er wohl mit dem heidnischen Poeten Virgilius: „Will Gott nicht helfen, so helfen alle Teufel.“ Mancher tut kaum den Mund auf, so läßt er böse Wünsche hören; bald soll ihn der Teufel holen und in Stücke zerreißen, bald soll einem das Wetter erschlagen, bald soll ihn Gott strafen, etc. Kommt man unter eine Rotte Fuhrleute, so hört man mit Erstaunen, daß, wie die Kraniche mit einander fliegen, hier auch Flucher mit einander fluchen; was einer nicht kann, kann der andere. Kommt man unter die Soldaten, so hört man Flüche, so oft sie ihren Mund auftun.

Fluchen ist eine entsetzliche und abscheuliche Sünde. Denn Gottes heiliger Name und Majestät wird von seinem Geschöpfe gelästert und geschmähet, der Name, den er mit Herz und Mund preisen sollte. Dem armen Nächsten wird alles Übel an den Hals gewünscht, und er sollte ihn segnen und lieben, als sich

selbst. Sich selbst wünscht der unbesonnene Mensch alles Unglück und Böse und schlägt seiner Seele Seligkeit in den Wind, die für ihn zu erwerben der Sohn Gottes ein so großes und schweres Leiden erduldet und ausgestanden hat.

Das Fluchen gehört mit unter die unfruchtbare Teufelsmutter und ist auch eine so grausame Sünde, daß Totschlag und Diebstahl dagegen für gering möchten zu halten sein. Es ist schnurstracks wider das erste Gebot und setzt den Teufel an Gottes Stelle. Denn es trägt die Rache, die Gott gehört, dem Teufel auf und setzt denselben zum Richter unter den Menschen, ja unter den Christen. Es ist wider unsern Taufbund, in welchem wir dem Teufel und allen seinen Werken und allem seinem Wesen abgesagt haben. Es macht die Zunge des Menschen zu einem Werkzeug des höllischen Feindes und zu einer Welt voll Ungerechtigkeit. Es ermordet den Menschen, so viel an ihm ist, mit Leib und Seele, es ärgert die Jugend, es betrübt alle frommen Christen, die heiligen Engel und den heiligen Geist.

Die, so da fluchen und den Namen Gottes mißbrauchen, sind wie die Wölfe, wenn sie heulen, so kehren sie den Rachen über sich gen Himmel; also kehret sich auch ein solcher gottloser Fluchrachen aufwärts zu seinem Schöpfer und lästert seine hohe Majestät. Sie sind wie die rasenden Hunde, die erkennt man eben daher, daß es nicht richtig mit ihnen ist, wenn sie den Mund so offen haben und geifern; also schäumet auch ein solch teuflisches Fluchmaul eitel Böses, es macht unsern Herr Gott zu seinem Büttel, er soll ihm zu Gebote stehen und dasjenige vollziehen, was er seinem armen Nächsten Uebels wünscht. Wir können uns keinen Grund denken, warum ein Mensch fluchen sollte, aber zehn Gründe, warum er es nicht tun sollte.

1) Es ist schlecht. Einem Menschen von gutem moralischen Charakter würde es ebensowenig in den Sinn kommen, zu fluchen, als zu stehlen.

2) Es ist gemein; zu gemein für einen anständigen Menschen.

3) Es ist feige; da der Flucher verrät, daß er fürchtet, ihm könnte nicht geglaubt oder gehorcht werden.

4) Es ist unwürdig für einen Gentleman. Einem solchen wird es ebensowenig einfallen zu fluchen, als auf die Straße zu gehen und Kot auf die Leute zu werfen.

5) Es ist unanständig. Es verletzt das Zartgefühl und tut den Ohren eines guten Menschen weh.

6) Es ist töricht. Mangel an Schicklichkeitsgefühl ist Torheit.

7) Es ist ein Mißbrauch. Wer flucht, der mißbraucht sich selbst sowohl als den, dem der Fluch gilt.

8) Es beweist, daß das Herz des Fluchers voll Gift und Galle ist.

9) Es ist verächtlich. Es raubt dem, welcher es tut, die Achtung aller weisen und guten Menschen.

10) Es ist sündlich. Es verletzt Gottes Gebot und fordert den Zorn dessen heraus, der den nicht ungestraft lassen wird, der seinen Namen mißbraucht.

Nur Gottlose fluchen, und wenn du es tust, bist du weder ein Gentleman noch ein Christ. Kein Gentleman flucht, und du bist keiner und wirst keiner dein Lebenlang, wenn du nicht aufhörst zu fluchen.

Welche Blindheit, daß man meinet, fluchen und schwören geben einem Ansehen und sei eine Zierde der Rede.

Sollte sich doch der Himmel entsetzen und die Erde erbeben über den unendlichen, abscheulichsten und gotteslästerlichsten Flüchen, Schwüren und Meineiden, welche unter den Christen so gemein sind.

Ach! wer kann den Jammer genug beklagen.

Will der Teufel einen guten Menschen verführen, so macht er einen Köder an seine Angel, damit er anbeißen soll. Aber dem Flucher hängt er die nackte Angel hin und ruft ihm zu: „Hier, du Narr, schlucke das hinunter!" Und der Flucher ist auch ein solcher Narr und tut es.

Diejenigen sind schlechte Christen, die des Morgens beten, und den Tag über fluchen, früh in der Kirche „Allein Gott in

der Höh sei Ehr" singen, und des Nachmittags sich voll saufen. Es soll nicht also sein.

Wie übel schickt es sich, daß diejenigen Gott loben, durch deren ganzes Leben Gott verunehret wird. Kein güldenes Halsband kann einer Sau, die von Kot und Unrat triefet, so übel anstehen, als das Lob Gottes einem unflätigen Flucher.

Das Fluchen. Gotthold hörte im Vorbeigehen vor einem Hause einen schrecklichen Fluch, welchen ein erzürntes Weib mit funkelnden Augen und bebenden Gliedern wider eines ihrer Kinder tat. Ei, sprach er, du schöne Christin, die du zwar zum Segen berufen bist, aber den Fluch für dich und die Deinigen erwählest! Was ist das Fluchen anders, als die bittere Teufelsgalle, die einer von seinem wallenden und wütendem Herzen speiet? Wie ein Topf, welcher am Feuer steht und kocht, geschäumt und abgeschleimt wird, also kocht der Teufel in solcher bitteren Leute Herzen lauter Gift und Galle, und der Fluch ist der abgeschäumte Schaum eines im Zorn kochenden Herzen, welchen die Zunge, als des Satans Schaumkelle, auf den Nächsten wirft. Und was ist es wunder, daß der Segen aus der Welt verschwindet, denn das Fluchen nimmt allenthalben überhand und wird für keine, oder doch nur geringe Sünde gehalten. Hierdurch wird die Gnade und der Segen Gottes, und das Blut des Herrn Jesu mit Füßen getreten und der Geist der Gnade geschmähet. Wo es so zugeht, da weinen und fliehen die Engel, und die Teufel versammeln sich und jauchzen. Das Brot wird zu Kieselsteine, und der Trank zu Gift und Galle. Wie darf sich mancher verwundern, daß er sich und die Seinigen verschwinden, verlähmen, verarmen und mit langwieriger schwerer Krankheit heimgesucht sehen muß. Wenn er zurück denkt, wie oft sie den Fluch mit Speise und Trank eingeschlürft haben, welcher in ihr Inwendiges gegangen ist wie Wasser und wie Oel in ihr Gebein.

Fluchen wird von einem Soldaten wegen eines versprochenen Goldstücks unterlassen. In dem Lager von Ostende wurde ein Jesuit von einem Soldaten, welcher ein bekannter Flucher

war, um ein Almosen gebeten. Der Jesuit zeigte dem Soldaten ein ziemlich großes Goldstück und versprach ihm dasselbe zu schenken, wenn er ihn überall durch das Lager begleiten wollte ohne zu fluchen. Der Soldat willigte ein, und obwohl er bei diesem Rundgang von seinen Kameraden mit allerlei schimpflichen Reden verhöhnt wurde, so enthielt er sich doch des Fluchens. Der Jesuit gab ihm endlich das Goldstück, erinnerte ihn aber, wie übel er an seiner Seele handle, wenn er seine böse Gewohnheit, deren er sich doch in Ansehung eines schlechten Gewinnes enthalten konnte, fernerhin nachhängen würde.

Wesleys Vater und der fluchende Offizier. John Wesleys Vater, Rev. Samuel Wesley, später Prediger in Epworth, war als Student in Oxford eine Zeitlang Mitglied der dortigen literarischen Gesellschaft „Athen", welche ein wöchentliches Blatt, die „Gazette", herausgab. Die Teilnehmer jenes Vereins pflegten sich von Zeit zu Zeit in Smiths Kaffeehaus in London zu versammeln, um sich über die Arbeiten an ihrer Zeitung zu besprechen.

Eines Tages befand sich ebendaselbst am andern Ende des Saales eine Gesellschaft und darunter auch ein Gardeoffizier, der entsetzlich fluchte. Wesley hätte es ihm gern untersagt, fand es aber doch schwierig an ihn zu kommen. Er rief endlich den Kellner und ließ sich ein Glas Wasser bringen. Als dieser es herbeitrug, sagte Wesley laut: „So, das bringen Sie nun jenem Herrn dort in dem roten Rock und sagen Sie ihm, er möchte sich damit nach seinen Flüchen den Mund waschen!" Der Offizier sprang knirschend vor Wut in die Höhe und griff nach seinem Degen. Allein seine Genossen hielten ihn zurück, und einer derselben sagte ruhig: „Nein, Colonel, Sie haben die Veranlassung gegeben, denn Sie wissen sehr wohl, daß es eine Beleidigung ist, wenn man in Gegenwart eines zukünftigen Predigers flucht!" Der Offizier ließ sich dadurch beruhigen und verließ das Lokal, und bald darauf ging auch Wesley nach Hause. Als letzterer einige Jahre später in London einer Versammlung beiwohnte, begegnete ihm im St. James Park ein

Herr und fragte ihn, ob er ihn nicht kenne. Als Wesley dies verneinte, erinnerte ihn jener an die oben geschilderte Szene und fügte bei: „Seit jener Zeit habe ich mir, Gott sei Dank, das häßliche Fluchen völlig abgewöhnt. Und da ich Sie sofort wieder erkannte, so konnte ich mir in meiner Freude, Sie wieder zu sehen, es nicht versagen, Ihnen meinen herzlichsten Dank für jenen Freundschaftsdienst auszudrücken!"

Ein Wort zur rechten Zeit. Ein frommer Prediger, mit Namen Kielstein, hörte einst einen Arbeiter die schrecklichsten Flüche in einem Zornanfall ausstoßen, ohne ihn aber dafür zurecht zu weisen. Dies verursachte ihm solche Unruhe, daß er die nächste Nacht kaum schlafen konnte. Am nächsten Morgen stand er frühe auf; bald sah er den Arbeiter kommen und redete ihn folgendermaßen an: „Mein Freund ich habe auf Sie gewartet."

Sie müssen im Irrtum sein," antwortete der Mann; „Sie haben mich noch nie gesehen."

„Jawohl, ich sah Sie erst gestern," sagte Kielstein, „und hörte Sie, während Sie von ihrer Arbeit zurückkehrten, beten."

„Was! Sie hörten mich beten?" sagte der Mann. „Jetzt bin ich ganz gewiß, daß Sie sich irren, denn ich habe in meinem Leben nie gebetet."

„Und doch," erwiderte mit Ruhe und Ernst der Prediger. „Hätte Gott Ihr Gebet erhört, so wären sie heute nicht hier, sondern in der Hölle; denn ich habe gehört, wie Sie Gott anriefen, Sie mit Blindheit zu schlagen und in die Hölle zu schicken."

Der Mann wurde totenblaß und sagte zitternd: „Lieber Herr, nennen Sie denn das ein Gebet? Ja es ist wahr, ich habe getan, was Sie gesagt haben."

„Nun, mein Freund," fuhr Kielstein fort, „da Sie Ihre Sünden bekennen, so ist es meine Pflicht, Sie anzuflehen, mit demselben Ernst das Heil Ihrer Seele zu suchen, wie bisher ihre Verdammnis, und ich will Gott bitten, daß er Ihnen gnädig sei."

Von dieser Zeit an besuchte jener Arbeiter regelmäßig die Gottesdienste von Pastor Kielstein, und es währte nicht lange, bis er in aufrichtiger Buße zu Christo kam und ein wahrer Gläubiger wurde.

James Garfield, der spätere Präsident der Vereinigten Staaten, der bekanntlich auch ein Opfer seines edlen, hohen Charakters wurde, trat schon in seiner Jugend immer tapfer gegen alle Schlechtigkeit und Gemeinheit auf. Eine Zeitlang arbeitete er in einer Sodafabrik und ärgerte sich hier oftmals an dem gotteslästerlichen Fluchen eines alten Mitarbeiters. „Jake," sagte er einst zu ihm, „warum flucht Ihr so; es klingt ja entsetzlich."

„Vielleicht kommt so etwas aus mir heraus, was Ihr den faulen Stoff nennt," lautete die Antwort

„Aber ich will nicht, daß Ihr diesen faulen Stoff in meiner Nähe ausschüttet," erwiderte ihm jetzt der junge Garfield. Der Alte brummte zuerst etwas über den „Grünschnabel," aber endlich mußte er ihm doch recht geben und ehrte seine mutige Offenheit.

Ludwig der Elfte von Frankreich ließ einen jeden, welcher des Fluchens überführt wurde, dadurch bestrafen, daß ihm die Lippen mit einem glühenden Eisen gebrannt wurden, und als einige sich beschwerten, daß die Strafe zu schwer sei, antwortete er: „Wollte Gott, ich könnte dadurch, daß ich meine eigenen Lippen brennen ließe, alles Fluchen aus meinem Reiche verbannen."

Der Hauptmann von Kapernaum als Muster. Ein hoher preußischer Offizier klagte einem Geistlichen, es sei für einen kommandierenden Offizier so schwer, ein Christ zu sein, schon deshalb, weil es nicht möglich sei, Soldaten in Zucht und Ordnung zu erhalten, ohne zu fluchen.

„Aber ich kenne doch einen Offizier," erwiderte der Pfarrer, „der nicht geflucht hat, und dem dennoch seine Leute aufs Wort gehorchten."

„O, den Mann nennen Sie mir, ich muß von ihm lernen!"

„Der Mann war der Hauptmann zu Kapernaum. Er kommandierte seine Kompagnie mit kurzen und sanften Worten. ‚Komm!' sagte er zu dem einen, und er kam. ‚Gehe hin!' zu dem andern, und er ging. ‚Tue das!' zu dem dritten, und er tat's. Ich denke, was in der römischen Armee möglich war, das sollte doch in der preußischen Armee, unter christlichen Soldaten, ebenso wohl möglich sein können."

Fluchen sie, so segne du! Zu einer Reisegesellschaft im Postwagen gesellte sich auf einer Station ein Greis, eine Frau in mittleren Jahren und ein Knabe von sechzehn Jahren. Der achtzigjährige Mann mit silberweißen Haaren, vom Alter gebückt, läßt sich in eine Unterredung mit seinem Nachbar ein. Sein Mund fließt dabei über, nicht von holdseliger Rede, die das Herz erfreut und den Nächsten erbaut, sondern von furchtbaren, gotteslästerlichen Flüchen. Entsetzen malt sich auf den Zügen der Mitreisenden. Aber alle schweigen. Keiner der Passagiere wagte es, ein Bekenntnis zu Gottes Ehren auszusprechen. Da legt der junge sechzehnjährige Mensch, bleich, zitternd und auf das tiefste bewegt, seine Hand auf des Greises Arm und spricht zu ihm: „Lieber Herr, haben Sie jemand, den Sie recht lieben, dann schmerzt es Sie ganz gewiß, wenn in Ihrer Gegenwart allerlei Uebels demselben nachgeredet wird!"

Der Alte antwortete: „Allerdings."

Der Jüngling fährt fort: „Sie haben eben von einem geredet, den ich sehr lieb habe; ach, das hat mich auf das tiefste geschmerzt."

Der Alte fährt auf und spricht: „Ich kenne niemanden, den Sie lieb haben, ich weiß ja gar nicht, wer Sie sind!"

Darauf der Knabe: „Lieber Herr, Sie haben den treuen Gott verspottet, der im Himmel wohnt; an den bin ich gewiesen von Jugend auf, er hat mir viel Barmherzigkeit erzeigt; den habe ich lieb. Ich bin noch jung, Sie aber stehen am Rande des Grabes, ‚ach,' sagte er mit innigster Wehmut, die Bibel aus der Tasche ziehend und dem Greis sie auf die Knie legend, ‚lesen Sie Gottes Wort und denken Sie daran, daß dem Menschen

gesetzt ist, einmal zu sterben, darnach das Gericht; Gott mache uns tüchtig, daß wir dann bestehen'!"

Mit Tränen hatte der junge Mensch dem Alten in das Auge geblickt, eine leichte Röte überflog das Angesicht des Spötters; nicht Zorn, sondern Scham machte seine Wangen glühend. Nach kurzem Schweigen antwortete er mit zitternder Stimme:

„Ich danke Ihnen, junger Mann, für die gute Lehre, die Sie mir gegeben haben; ich werde es nie vergessen. Ich habe auch eine fromme Mutter gehabt, aber ich bin ihren Ermahnungen schlecht gefolgt!"

Keiner der Mitreisenden konnte sich des tiefen Eindrucks erwehren, den das Zeugnis des Knaben und das Bekenntnis des Greises hervorbrachte. Schweigend und sinnend saßen sie beieinander bis zum Schlusse der Fahrt. Nicht viele Monate darnach ist ein Greis mit Simeons Trost heimgegangen, derselbe, dem ein einfältiger gläubiger Jüngling das Wort der Wahrheit bezeugt hat.

Der Flucher. Ein alter Herr vom Adel, früher tapferer Soldat, Hauptmann im preußischen Heere, bekam eine Zivil-Versorgung und wurde Postmeister. Nach gewohnter Weise fluchte er bei dem geringsten Verdruß, ja oft ohne weitere Veranlassung. Ein gottesfürchtiger Leutnant kommt in die Poststube und frägt: „Ist die Berliner Post noch nicht da?"

Der Hauptmann sagte: „Das weiß der Teufel, wo doch die Post heute wieder bleibt, der verfluchte Postillion mag wohl wieder schlafen und die Ankunft verzögern."

„O Herr Hauptmann," sagte ernst aber freundlich der Leutnant, „Sie fluchen ja; denken Sie denn nicht daran, daß der Herr den nicht ungestraft lassen wird, der seinen Namen mißbraucht!"

Hauptmann: „Ei, ich habe wohl ganz anders geflucht und bin nicht gestraft."

Leutnant: „In der Bibel steht: Ob ein Sünder hundertmal Böses tut und doch lange lebt; so weiß ich doch, daß es wohl

gehen wird denen, die Gott fürchten, die sein Angesicht scheuen. Denn es wird dem Gottlosen nicht wohl gehen, und wie ein Schatten nicht lange leben, die sich vor Gott nicht fürchten."

Hauptmann: „Von der Bibel halte ich nichts, sie ist von Menschen geschrieben."

Leutnant: „Ja, aber von Menschen, die getrieben waren vom Heiligen Geist. Es ist noch nie eine Weissagung aus menschlichem Willen hervorgebracht, sondern die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben von dem Heiligen Geist."

Hauptmann: „Sollte das denn wirklich Gottes Wort sein?"

Leutnant: „Gewiß! Wir haben ein festes, prophetisches Wort; und ihr tut wohl, daß ihr darauf achtet, als auf ein Licht, das da scheinet an einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in eurem Herzen."

Der Hauptmann wurde nachdenkend, und da der Leutnant so freundlich und mit teilnehmender Liebe zu ihm sprach, wurde er dadurch bewogen, ihn zu einem Besuch einzuladen. Der Leutnant kam in den Abendstunden und sprach bis in die Nacht hinein über das, wovon ihm das Herz voll war.

Der Hauptmann sah nach einigem Widerstand sich ganz überwunden und erkannte immer mehr, wie sehr er bisher in Irrtum und Finsternis gelebt, und fing an, um das Heil seiner Seele bekümmert zu werden. Nach einiger Zeit mußte der Leutnant wiederkommen. Das Gespräch währte wieder bis elf Uhr nachts. Als der Hauptmann nachher allein war, nahm er die Bibel vor. Er konnte nicht schlafen. Seine Sünden traten ihm immer mehr vor die Seele. Es wurde ihm immer deutlicher, daß Jesus, der Gekreuzigte, den er bisher verachtet hatte, Gottes Sohn sei und sein künftiger Richter. Seine Seele war erschrocken. Endlich fiel er auf seine Knie, beweinte seine Sünden, rief den Namen des Herrn Jesus an, bat um Vergebung seiner Sünden und um den Heiligen Geist. Er stand vom Gebet auf; sein Herz war sehr bewegt, und er las wieder in der Bibel. Bald darauf lag er wieder auf den Knien und rang ernstlich im Gebet um Gnade. Es mochte drei Uhr

morgens geworden sein, da konnte er glauben, daß der Herr, der seinen Leib für alle zur Erlösung am Kreuze geopfert hatte, auch sein Heiland sei und ihm vergebe, und seine Seele fand Frieden mit Gott. Voll Freude darüber konnte er nicht allein bleiben, sondern ging noch in der Nacht zum Leutnant, klopfte an die Tür, weckte ihn auf und rief: „Freuen Sie sich mit mir, mir ist Barmherzigkeit widerfahren; ich kann glauben und habe Frieden. Stehen Sie nur auf, wir müssen zum Konrektor, er muß sich mit uns freuen!"

Der Leutnant hatte Mühe, ihn zu bewegen, doch bis zum Morgen zu warten. Der Hauptmann war nun vom Fluchen geheilt, und sein Mund lobte den, der uns vom Fluche des Gesetzes erlöset hat, da er ward ein Fluch für uns.

Der getroffene Flucher. Ein Fuhrmann in einer englischen Stadt fluchte eines Tages auf die schrecklichste Weise über seine Pferde. Ein Vorübergehender wurde über solche Gottlosigkeit entrüstet. Er trat an den Fuhrmann heran und redete in ernstlichen Worten mit ihm über seine böse Gewohnheit, indem er noch hinzufügte: „Wenn du aber fluchen willst, so warte damit, bis du durch den Schlagbaum gefahren und aufs Feld gelangt bist, wo niemand als Gott und du dein Fluchen hören kann!"—Er gab darauf dem jungen Mann einen Traktat: ‚Des Fluchers Gebet' und verließ ihn. — Der Fuhrmann setzte seinen Weg fort, konnte aber die Worte dieses Mannes nicht vergessen. Einige Zeit später begegneten sich die beiden wieder. Der Fuhrmann, dessen ruhiges und ernstes Wesen von einer gründlichen Veränderung zeugte, schien etwas sagen zu wollen. Der Mann fragte ihn daher, was er wünsche. „Ach, lieber Herr," erwiderte er, „erinnern Sie sich, was Sie mir über das Fluchen sagten? Ich war wie vom Donner gerührt. Als ich auf dem Felde ankam, dachte ich, daß, obgleich ich allein wäre, dennoch Gott mit mir sei; und ich zitterte bei dem Gedanken, daß er stets bei mir gegenwärtig sei und alle meine Sünden und Torheiten mein ganzes Leben lang gekannt habe. Meine Sünden kamen mir ins Gedächtnis; ich fürchtete, sein Blitz

würde mich ehestens erschlagen. Ich danke nun Gott, daß er mir um Jesu Christi willen alle meine Sünden vergeben hat und mir Gnade gibt, in seinen Wegen zu wandeln." Das spätere Leben dieses jungen Manes bewies, daß er ein wahrer Christ geworden war.

Der Flucher. In einem Landstädtchen im Westen Amerikas lebte ein Mann, der neben guten Eigenschaften doch die schreckliche Gewohnheit besaß, bei dem geringsten Anlaß, beim kleinsten Aergernis aufs schrecklichste zu fluchen, bis er davon plötzlich, und wie es scheint, für immer kuriert wurde. Eines Tages im heißen Sommer war der Mann mit seinen Leuten auf der Wiese mit Heumachen beschäftigt. Eben hatte er einen Haufen zusammengerecht, als ein Windstoß kam und denselben auseinanderriß. Dadurch in unbeschreibliche Wut versetzt, warf er den Rechen fort, faßte sich selbst bei den Haaren und verfluchte mit den ärgsten Ausdrücken den Wind, das Heu und sich selbst, kurz und gut, gebärdete sich wie ein Wahnsinniger, und als ein Vorübergehender laut die Bemerkung machte, solches Fluchen sei gotteslästerlich, so verfluchte er zuletzt in seinem Aerger auch noch den Namen des Höchsten. Tobend und fluchend verließ er die Wiese und ging nach Hause. Die Sonnenhitze und Aufregung mochten wohl sein Blut in unnatürlich heftige Wallung gebracht haben, und so trat er in den kühlen Hausflur. Kaum hatte er die Schwelle überschritten, als er mit einem Schrei zusammenbrach; ein Schlagfluß hatte ihn gelähmt und ihm die Sprache geraubt, die sich erst nach zwei vollen Jahren mangelhaft wieder einstellte; die Lähmung der Beine blieb und ist trotz aller ärztlichen Künsten geblieben. Der Mann war sehr ernst geworden, und man hat nie wieder einen Fluch aus seinem Munde gehört.

Ein gedankenloser, von sich selbst eingenommener junger Mensch prahlte einst mit der Zahl der Sprachen, die er kannte. Im Französischen war er ein vollkommener Pariser; Spanisch und Portugiesisch waren ihm so familiär, wie seine alten Handschuhe. In Italien hatte er für einen Italiener gegolten.

Hier und da schlüpfte indessen ein Fluch über seine Lippen, und er schwor, daß er fast alle Sprachen kenne. Ein ältlicher Herr, welcher ihm aufmerksam zugehört, unterbrach ihn plötzlich mit der Frage: ob er denn auch mit der Sprache Kanaans bekannt sei?

Der erste Fluch. Wer viel auf Schiffen gelebt und mit Seeleuten zu tun gehabt hat, der weiß, daß letztere bei allem Mut und aller Tapferkeit ein Laster an sich haben, das sie als garnichts Unrechtes betrachten: sie fluchen oft und auf ebenso unnütze als widerwärtige Weise. Wenn man sie auf die darin liegende Sünde aufmerksam macht und ihnen das zweite Gebot vorhält, so antworten sie: „Unser Herrgott wird sich darum nicht bekümmern und weiß auch, daß wir es nicht so schlimm meinen; aber ohne Fluchen geht es einmal nicht auf der See."

Nun wollte einst ein gottesfürchtiger Kapitän den Oberbefehl über ein neues Schiff übernehmen; es lag ihm daran, nicht nur die nötige strenge Manneszucht zu üben, sondern er wollte seinen Leuten auch gerne das Fluchen abgewöhnen.

„Das ist unmöglich," sagten seine Freunde; „Seeleute gehorchen sonst unbedingt, aber das lassen sie nicht."

„Wollen sehen," meinte der Kapitän.

Nachdem er das Kommando übernommen und ein kräftiges, herzliches Wort an die Mannschaft gerichtet hatte, fragte er sie, ob sie ihm nun einen Gefallen tun, ihm ein Vorrecht einräumen wollten. Alle waren bereit dazu und versprachen es ihm feierlich. Da sah er sie ernst an und sagte: „Wohlan! so versprecht mir, daß ich das Vorrecht haben soll, den ersten Fluch an Bord zu tun. Keiner darf vor mir fluchen, erst dann darf er die bei euch gebräuchlichen Flüche ausstoßen, wenn ich es zuvor getan habe."

Den Leuten kam das wunderlich vor, jedoch meinten sie, da der Kapitän doch einmal der Erste auf dem Schiffe sei, so müßten sie ihm wohl auch hierin den Vorrang lassen. So versprachen sie es alle, nahmen sich aber vor, recht genau auf seine Worte aufzupassen. Aber sie konnten lange warten, über des

Befehlshabers Lippen kam kein Fluch, die Arbeit mußte also ohne böse Worte gehen, und sie ging auch; da sie aber viele gute Reden aus des Kapitäns Munde hörten und ihrem Versprechen gemäß nicht fluchen durften, so erscholl auf diesem Schiffe kein Fluch, und es segelte deshalb nicht langsamer.

Du sollst nicht fluchen und schwören. Der berühmte General und Präsident Washington saß einmal mit mehreren seiner Offiziere und Beamten zu Tische. Da stieß einer von ihnen einen Fluch aus. Washington ließ Messer und Gabel fallen, sah den Flucher groß an, daß er die Augen niederschlug und das Herz ihm wehe tat, und sagte: „Ich hätte geglaubt, wir alle betrachteten uns als anständige Männer."

Der bestrafte Flucher. Zu Mautendorf im Salzburger Gebiete hatte ein Wirt im Jahre 1619 seinen Knecht aus dem Hause gejagt und keinen Lohn gegeben. Damit er nun seine Sache beschönigen möchte, beschuldigte er den Knecht, er hätte ihm dies und das gestohlen, darum müßte er den Lohn zurückbehalten und sich damit bezahlt machen. Der Knecht entschuldigte sich und sprach: „Herr, ich habe euch nichts gestohlen." Als nun die Sache vor den Richter kam, fing der Wirt an zu fluchen und zum Beweis seines Rechts zu sagen: „Wenn ich nicht Recht habe, so straf mich Gott in meinen Sünden." Kaum waren die Worte ausgesprochen, als er zu Boden fiel und eines jähen Todes starb.

Das gottselige Gedicht, wie Christus durch Fluchen verwundet wird. Ein frommer Mann ging in die Frühmesse, um zu beten, und als er an einem Weinkeller vorbeigeht, findet er daselbst einen armen Menschen liegen, der an seinem ganzen Leibe grausam und schrecklich verwundet war. Als er ihn nun fragte, wie er auf eine so schreckliche Weise verwundet worden war, sagte der Verwundete: „Die jungen Burschen, welche drinnen in dem Weinkeller sitzen, haben mich so zugerichtet." Der gute Mann geht in den Weinkeller und findet die Gesellschaft bei Trinken und Spielen, welches sie die ganze Nacht bei schrecklichen Flüchen und Gotteslästerungen getrieben, noch beisammen, und

fragt sie, warum sie doch den armen, auf der Straße liegenden Menschen so übel verwundet hätten? Davon wollen sie nichts wissen und beteuern hoch und heilig, daß sie niemand beleidigt oder geschlagen hätten, gehen aber gleichwohl mit dem Manne hinaus, den Verwundeten zu sehen. Der war aber nicht mehr da und auch nirgends zu finden. Da sagte der gute Mann: „So sei es gewiß der Herr Christus gewesen, den er daselbst habe liegen sehen, und die Wunden haben sie ihm mit ihrem greulichen Fluchen geschlagen und ihn gleichsam von neuem gemartert.

Die Christen die größten Gotteslästerer. Ein Jude fragte einmal einen Christen, wie es doch zuginge, daß unter den Christen so viele Lahme, Blinde, Taube, Stumme und dergleichen gebrechliche Leute wären? Und als er zur Antwort gab, er wüßte es nicht, sprach der Jude: Es kommt daher, daß kein Volk unter der Sonne ist, welches seinen Gott also lästert und unehret, als eben die Christen tun.

Merkwürdig ist es, daß die Heiden nicht fluchen, weil sie den Zorn ihrer Götter fürchten. Die Neger in Kamerun sollen es erst von den Europäern, den Christen, gelernt haben. Ein schwäbischer Missionar erzählt, nachdem er zehn Jahre lang in Indien geweilt, habe er zum erstenmal wieder fluchen hören — auf einem württembergischen Bahnhof.

Hast du's gesehen? Die kleine Maria hatte einen noch kleineren Bruder, nur vier Jahre alt, und mit seinem Sprechen wollte es noch gar nicht gehen. Aber eines Tages hörte sie ihn beim Spiele sehr böse und rauhe Worte sprechen, Worte, die man Fluchen nennt. Zu seinem Schiebkarren, den er so voll Steine geladen hatte, daß er ihn nicht von der Stelle bringen konnte, hatte er diese bösen Worte gesprochen.

„O Willie, Willie," rief sie erschrocken, „woher hast du diese abscheulichen Worte?"

„Sind keine abscheulichen Worte" war seine Antwort.

„Sie sind es doch, und wenn Mama sie hört, bekommst du Schläge!"

„Der Friedrich sagt so," entgegnete der Kleine trotzig. „Er sagt so, wenn die Pferde laufen sollen."

Friedrich war der Knecht, und daß er beim Fahren fluchte, hatte Marie mit eigenen Ohren gehört. Sie wußte, daß ihr Brüderchen die Wahrheit gesagt hatte. Wie aber konnte sie ihn von seinem Unrecht überzeugen, wenn ein solch großer Mann fluchte? Sie mochte den Bruder nicht bei der Mama verklagen, sie wollte aber auch nicht, daß er ein gottloser Mann würde. Sie ermahnte ihn auf ihre kindliche Weise; aber auf alle ihre Beweisgründe erhielt sie die eine Antwort: „Friedrich hat so zu den Pferden gesagt, und dann gingen sie, und ich hab' so zum Schiebkarren gesagt, und dann ging er."

Da kam dem Mädchen ein glücklicher Gedanke. Sie ergriff des Knaben Hand und rief: „Komm, wir wollen laufen!"

Sie lief zum Friedrich, der im Garten beschäftigt war. „Friedrich," rief Marie, „hier ist Willie und ich auch!"

„Schon recht, ihr Kleinen, ihr wollt fahren!" und reichte seinen sehnigen Arm herab.

„Wir möchten gerne mitfahren, aber wir dürfen nicht."

„Warum denn nicht? Nur nicht gefackelt, der Wagen ist ganz sauber."

„Wir möchten schon, aber wir dürfen nicht," wiederholte sie und zog den Willie vom Wagen zurück. „Ich weiß, der Wagen ist sauber, aber — aber — du sagst häßliche Worte. Du sagst sie zu den Pferden, und Willie sagt sie zu seinem Schiebkarren, und wenn die Mama es hört, bekommt Willie Schläge, und das möchte ich doch nicht, und ich wollte gern — ich möchte gern, daß du sie nicht mehr sagst!"

Und sie schaute bittend dem Knecht ins sonnenverbrannte Antlitz. Der verzog im ersten Augenblick ärgerlich das Gesicht, dann sprang er herab und hob beide in den Wagen. „So, mein kleines Fräulein, mache dir nur keine Sorgen mehr um das Kind! Wollen die Pferde nicht gehen, dann werde ich von jetzt an rufen: ‚Hast du's gesehen?' Das ist nicht geflucht. Du sollst nie wieder von mir ein häßliches Wort hören. Bist du's zufrieden?"

Und „hast du's gesehen?“ rief er und knallte mit der Peitsche. Alle lachten. Selige Freude erfüllte Mariens Herz, denn Willie war bewahrt und sie brauchte der lieben Mutter nicht mehr zu sagen, was für häßliche Worte aus seinem Munde gekommen waren. Von Friedrichs Lippen hörte man fortan keinen Fluch mehr.

Des Fluchers Beispiel. Ein Bauer hörte einmal seine Söhne von zwölf und vierzehn Jahren sich schelten und dabei schrecklich auf einander fluchen. Er nahm die Buben beiseite, stellte ihnen die große Sünde des Fluchens vor und gab ihnen dazu noch einen tüchtigen Denkzettel. Die Jungen verkrochen sich nach dem Stall, um ihren Schmerz gemeinschaftlich auszuweinen. Der Vater schlich sich ihnen stille nach und hörte nun, daß der Kleine zu dem Großen sagte: „Fritz, das ist Unrecht, daß der Vater uns schlägt und flucht doch selber.“ Der Vater besann sich — ja, die Jungen hatten recht. Er schämte sich vor seinen Kindern und vor seinem Gott. Von der Zeit an kam kein Fluch mehr über seine Lippen.

Mahnung an den Flucher. Sinnet doch dieser Betrachtung nach, wenn eure Seele unter dem Fluchen schnell aus dem Leibe führe, welches gar leicht geschehen kann, wo alsdann ihr Aufenthalt sein würde? Gewiß nicht in der Hand Gottes und unter dem frohlockenden Gesang der Auserwählten; sondern an dem Ort der Qual und unter dem düstern Gewinsel derer, die ihre Handlungen schon gerichtet und ihre Strafe verewigt sehen. Wollt ihr nun, einer sündlichen Gewohnheit zulieb, in die Ungnade eures Herrn rennen und eure Seele in die Strafe stürzen? Wachet und seht zu, daß euch die unvermutete Stunde nicht in solchem Laster antreffe, sondern in demütiger Reue und bußfertigen Seufzern finde.

Gottloser Mensch! wie oft habe ich dich hören wünschen (verzeihe mir es Jesu, daß ich solches nennen muß), Gott wolle mit Donner und Blitz dich oder deinen Feind zur Hölle schlagen. Bedenkst du nicht, Flucher, daß über dich der Herr donnert im Himmel. Ueberlegst du nicht, daß der Herr kann über dich

regnen lassen Blitz, Feuer und Schwefel und ein Wetter zum Lohn geben? Du wünschest, daß der Teufel dich oder deinen Mitbruder mit Leib und Seele holen soll. O die Haare stehen mir zu Berge an meinem Leibe. Fürchtest du dich nicht vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle? O was für ein Geist wohnt in deinem Herzen! Wie sauer hat sich's Jesus werden lassen, das Heil der Menschen zu suchen. Mit was für Pein und Schmerzen hat er nicht sein Blut vergossen, damit er die Menschen aus des Teufels Klauen erlösen möchte? Und du böser Mensch willst solche erworbene Seelen dem Satan wieder gönnen. Wie magst du fluchen dem, dem Gott nicht flucht? Wie magst du schelten den, den der Herr nicht schilt?

Was meint ihr wohl, ihr Flucher, wie erschrecklich euch die Zukunft des Herrn sein wird? Eure Werke erweisen zwar, daß ihr wenig oder gar nichts von der Zukunft haltet. Aber glaubet sicherlich, der Herr hört, was ihr für gottlose und ärgerliche Flüche, womit euer boshaftes Herz angefüllt, über eure Zunge gießet, und wird euch solche in der Stunde, die ihr nicht wisset, wann sie kommt, nur gar zu gewiß unter Augen stellen, und das Strafurteil, welches darauf folgt, ergehen lassen. Denn Gott hat befohlen (4 Mos. 24 14), daß man den Flucher hinaus vor das Lager führen und die ganze Gemeinde ihn steinigen sollte; so könnt ihr leicht die Rechnung machen, daß er denen die Strafe nicht schenken wird, welche des Fluchens halber von weltlichen Gerichten unangetastet bleiben. Mancher Mensch singt gewiß selten oder niemals einen Lobgesang, ein geistliches Lied, seinem Schöpfer, Erlöser und Tröster zu Ehren in seinem Hause; er flucht aber oft dem Teufel zu Ehren und Gefallen, welches schrecklich ist von einem Christen zu hören. Wir haben uns in der heiligen Taufe mit Gott verbunden und dem Teufel und allen seinen Werken und allem seinen Wesen abgesagt, nun ist das Fluchen aber ein Werk des Teufels, und der Flucher verläßt seinen Taufbund und lebt außerhalb der Gnade Gottes in der Gemeinschaft des Teufels. Was kann aber Schrecklicheres von einem Christen gesagt werden? O schrecklicher Greuel! O gottloses Wesen! Wie? wenn es von dem Flucher dermaleinst

heißen wird: „Er wollte den Fluch haben, der wird ihm auch kommen, er wollte des Segens nicht, darum wird er auch ferne von ihm bleiben. Darum gehe nun hin, du verfluchter Flucher, in das ewige Feuer, der Teufel ist immer auf deiner Zunge und in deinem Herzen gewesen, so sei er nun bei dir, und du bei ihm in Ewigkeit."

Du sollst nicht falsch und unnütz schwören.

Schwören heißt Gott zum Zeugen der Wahrheit und Rächer der Unwahrheit anrufen. In wichtigen und nötigen Dingen, wo die Wahrheit nicht anders auszubringen ist, kann und darf man schwören. Die Obrigkeit hat das Recht, einen Eid zu verlangen, um die Wahrheit zu erfahren. Mit dem Eide soll man aber nicht leichtfertiger Weise umgehen, auch nicht eine Gewohnheit daraus machen. Ein Kind des Lichts soll überhaupt einen Eid niemals brauchen, als wenn es die hohe Not erfordert; denn sonst macht es sich verdächtig, daß es die Gewohnheit der Lügensprache noch nicht abgelegt hat. Bei den Alten geschah der Eid bei dem Altar. Der den Eid schwören sollte, mußte seine Hand auf den Altar legen, um damit anzudeuten, daß Gott, dem auf dem Altar gedient wurde, dessen Zeuge und Rächer, und der Leib und das Blut Christi, so auf dem Altar ausgeteilt wird, an ihm verloren sein sollte, wenn er mit Betrug umgehen und die Wahrheit nicht sagen würde.

Sozomenus Kirchengeschichte meldet, daß der, welcher einen Eid tun sollte, seine Hände habe auf das Evangelienbuch legen und es küssen müssen, um zu bezeugen, daß, wenn er die Wahrheit nicht sagen würde, oder was er schwöre, nicht halten würde ihm keines, was in den vier Evangelien von der Menschen Seligkeit enthalten, zu Nutz und Wohlfahrt kommen sollte.

Heutzutage steht, wenn ein Eid geschworen werden soll, jedermann mit entblößtem Haupt auf, um zu bezeugen, daß Gott zugegen sei, vor dessen Angesicht sie stehen. Der den Eid schwört, muß an etlichen Orten zwei Finger nebst dem Daumen aufheben, um als Zeugen anzurufen die heilige Dreifaltigkeit, Gott Vater, Sohn und Heiligen Geist, zu welcher der Eid geschworen wird. Die übrigen beiden Finger werden in die Hand gebogen, zu bedeuten Leib und Seele, welche dadurch verpfändet werden.

Daher der Schwörende so viel andeuten will: Wenn ich mit Betrug umgehe und falsch schwöre, so strafe mich der dreieinige Gott an Seele und Leib, zeitlich und ewig. Der himmlische Vater versage mir seine väterliche Gnade und Huld nun und hinfort. Das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi müsse mir weder im Leben noch im Sterben zugute kommen, und er erweise sich hinfort nicht mehr als mein gütiger Heiland, sondern als ein strenger und gerechter Richter. Der Heilige Geist weiche mit seiner Gnade und Trost von mir. Ich müsse keine Vergebung der Sünden erlangen, sondern als ein Verdammter mit Leib und Seele hinfahren in die Hölle.

An manchen Orten heben die Mannspersonen zwei Finger auf, anzuzeigen, 1. daß Gott dem Herrn gleichsam zwei Zeugen dargestellt werden, daß man nicht falsch schwöre; 2. zu bezeichnen die zwei Stücke, so zum Eid gehörig, nämlich die Anrufung göttlichen Namens und die Verpflichtung zur Strafe, wenn man falsch schwöre.

Die Weiber aber müssen die Hand auf die Brust legen, zu bezeigen, daß das, was sie beschwören, von Herzen gehe, und, wo sie falsch schwören, es ihnen auf dem Herzen zeitlich und ewig sitzen solle.

Eine andere Erklärung gibt Martin Zeiler wenn er schreibt: „Die Zeremonien, die man bei den Eidschwüren in acht nimmt, gehören nicht zu derselben Wesenheit, sondern werden allein wegen mehreren Nachdrucks gemacht, die Grausamkeit des Menschen dadurch besser zu verstehen zu geben. Und werden von den Männern zwei Finger, der Zeiger und

Mittlere, allein gebraucht, und dieselben auf ein Kruzifix oder auf die Bibel gelegt, oder über sich gen Himmel erhoben, und zwar der Zeiger darum, damit der, so da schwöret, weiß und also öffentlich anzeige, wen er zum Zeugen seiner Worte anrufe, und der auch, wenn er befehle, seines Verbrechens Rächer sein soll. Der Mittelfinger aber wird gebraucht, die Aufrichtigkeit des Gemüts und die Zuneigungen in dem Eidschwur damit anzuzeigen, daß einer nicht aus Haß gegen den Widersacher den Handel treibe und groß mache, auch nicht aus Gunst bewegt, weniger auf die vorgelegten Fragen, als sich gebühre, antworte, sondern die Mittelstraße gehe, und allein das sage und bestätige, was er mit reinem Gewissen tun könne. Es werden aber besagte zwei Finger, mit Niederdrückung der andern, zugleich miteinander gebraucht zur Anzeige der Vereinigung und Uebereinstimmung des Schwörenden mit dem, durch welchen er schwört. Denn welcher recht und unsträflich schwören will, der muß ein Liebhaber der Wahrheit sein und in seinem Schwören eben dieses von dem vorgelegten Handel bejahen und bezeugen, was in einem rechten Zeugnis zu bestätigen ist und welches Gott selber sage, wenn er gegenwärtig gehört werden könne. Die Weiber aber, wenn sie schwören, heben besagte Finger nicht gen Himmel, sondern halten sie an ihre Brust oder vielmehr ans Herz und sprechen sodann, wie man ihnen vorsagt, nach."

Des Eides Eigenschaft ist die Wahrheit, daß dasjenige, was gesagt wird, sich wirklich so verhalte oder geschehen soll, wie gesagt worden.

Daher, wenn bei einem Eidschwur die Wahrheit fehlt, derselbe zum Meineid wird, welchen die Gerechtigkeit Gottes nicht ungestraft dahingehen läßt.

Aber ich will es hervorbringen, spricht der Herr Zebaoth, daß es soll kommen über das Haus des Diebes und über das Haus derer, die bei meinem Namen fälschlich schwören; und es soll bleiben in ihrem Hause und soll es verzehren samt seinem Holz und Steinen (Sach. 5, 4).

Xenokrates braucht nicht zu schwören. In Athen war es Gebrauch, daß, wenn einer als Zeuge zugelassen werden sollte, mußte er erst einen Eid tun, daß er ohne Ansehen der Person die Wahrheit reden wollte. Einmal erschien auch Xenokrates, der Athenische Philosoph, um in einer bedeutenden Sache als Zeuge zu fungieren. Als er nun den Eid ablegen wollte, wollten die Richter ihn nicht schwören lassen, sondern waren mit seinem Bericht zufrieden, weil sie wußten, daß er ein wahrhaftiger Mann ohne Lügen und Betrug war.

L. Fachs gibt 3000 Gulden, wie er geschworen. Herzog Georg von Sachsen hatte einen vornehmen Rat mit Namen Ludwig Fachs. Derselbe wurde von des Fürsten Feinden gefangen und mußte schwören, 3000 Gulden zu geben, wenn sie ihn frei ließen. Diesen Unfall klagt er seinem Herrn und bittet um etwas zur Hilfe, damit er halten konnte, was er geschworen hatte. Der Fürst wollte ihm nichts geben und sagte: „Es ist mir ungelegen, daß ich meine Feinde mit Geld stärken soll." L. Fachs bekümmerte sich aber sehr, wie er die Summe bezahlen und seinen Eid halten könnte. Da schenkte ihm der Herr von Schönberg 1000, der Kardinal-Bischoff zu Mainz 1000, und er legte selber 1000 Gulden zu und bezahlte. Er wollte lieber eine Summe Geld als ein ruhiges Gewissen verlieren. Und er hat gesagt: „Es hat mich nie gereut, und ich bin auch nicht ärmer geworden, ja von dem Tage an hat mein Vermögen sich gebessert."

Keine falsche Aussage. Ein Prediger zu Clermont, Frankreich, wurde um der Verkündigung der evangelischen Lehre willen von dem Pöbelhaufen zu Autun ergriffen und zum Widerruf und zum Eid der Treue gegen die katholische Kirche aufgefordert. Der Stadtmajor, der ihn gerne gerettet hätte, riet ihm, den Eid nicht zu nehmen, sondern ihm zu gestatten, dem Volk zu sagen, daß er bereits geschworen habe. Der Prediger erwiderte entschieden: „Es ist mir nicht erlaubt, mein Leben durch eine Lüge zu erkaufen. Der Gott, der mir verbietet, einen falschen Eid zu tun, der verbietet mir auch

eine falsche Aussage, als hätte ich den Eid genommen. Der Major schwieg, und der Prediger erlitt den Märtyrertod.

Meineid wird am Könige in Ungarn gestraft. Zwischen dem Könige Ladislaus in Ungarn und dem türkischen Kaiser Amurad war Friede auf zehn Jahre lang gemacht und mit einem Eide bestätigt worden. Allein Ladislaus brach, auf Anregung des Papstes Eugenius und des Kardinals Julian, seinen Eid, weil man nach ihrem Vorgeben einem solchen Erzfeind den Glauben zu halten nicht schuldig sei. Als es nun zum Streite kam und der Türke Amurad mit seinem Volke in äußerste Gefahr geraten war, hob er seine Augen gen Himmel und sprach: „Siehe, Jesu Christe, das sind deine Leute, welche bei deinem Namen geschworen, nun aber durch ihren Meineid dich verleugnet haben. Bist du nun, wie sie sagen, wahrer Gott, so strafe diesen Meineid.“ Darauf wendete sich sofort das Glück, daß der König Ladislaus tödlich verwundet wurde und 11,000 Christen jämmerlich ums Leben kamen, die Türken dagegen den Sieg erhielten.

Herzog Rudolf von Schwaben wurde im Jahre 1077 seinem Kaiser, Heinrich IV., feind und ließ sich von seinen Freunden selbst zum Kaiser erwählen. Es kam zwischen beiden zu einem blutigen Krieg. In der letzten Schlacht, wo das Heer seiner Anhänger vernichtet wurde, ward ihm selbst die rechte Hand abgehauen. Schmerzergriffen sprach er zu den Umstehenden, die sein Unglück bejammerten: „Das ist die Hand, mit der ich dem Kaiser Treue gelobt und gehorsam zu sein geschworen habe. Nun lasse ich Reich und Leben.“ Jedermann erblickte in diesem Ende des Treulosen ein furchtbares Gottesgericht.

Falsche Leute werden nach ihrem eigenen Wunsch bestraft. Der Bischoff Narcissus von Jerusalem wurde von einigen sittenlosen Christen, denen er ihre Ausschweifungen vorgeworfen hatte, auf eine unverschämte Art einer schändlichen Uebertretung des sechsten Gebotes beschuldigt. Drei seiner falschen Ankläger bestätigten ihre Verleumdung sogar durch einen Eid,

bei dem sie über sich selbst jeder einen besonderen Fluch aussprachen. Der erste sagte: „Die Flamme soll mich verzehren, wenn ich nicht die Wahrheit rede.“ Der zweite: „Mich soll die ärgste aller Krankheiten treffen.“ Der dritte: „Ich will das Tageslicht nicht mehr sehen, wenn er nicht getan hat, was ich sagte.“ Ein großer Teil der Christen zu Jerusalem glaubte diese Aussagen und sagte: „Die Leute müssen doch von der Wahrheit ihrer Behauptung überzeugt sein, sonst würden sie dieselbe nicht mit so fürchterlichen Eiden erhärten.“ Nur einige wenige blieben dabei: „Der Bischof ist unschuldig, Gott wird's noch ans Licht bringen.“ Indes, da die große Mehrheit den Verleumdern glaubte, kam der Bischof, so unschuldig er auch war, um seinen guten Ruf bei der Gemeinde und sah sich genötigt, in eine entlegene Einsiedelei sich zurück zu ziehen, Gott es überlassend, daß er seine Sache führe und den Verleumdern vergelte, wie sie es selbst gewünscht hatten.

Diese göttliche Vergeltung ließ auch nicht lange auf sich warten. Ein Blitz fuhr des Nachts vom Himmel herab und zündete das Haus des ersten Verleumders an; plötzlich stand seine ganze Habe in Flammen, ja, er konnte nicht einmal das nackte Leben mehr retten, sondern mußte mit Weib und Kindern verbrennen. Der zweite wurde von einem schrecklichen Aussatze von der Fußzehe an bis zum Scheitel befallen. Alles war an ihm voller Geschwüre, und jedes einzelne Glied ging bei lebendigem Leibe in Fäulnis über. Der dritte erschrak so sehr über die Strafe der beiden ersten, daß er in sich ging und sein sündhaftes Leben so schmerzlich und lange beweinte, daß er sein Gesicht verlor und blind wurde. Da kehrte Narcissus nach Jerusalem zurück.

Gott richtet. Am 12. Juli 1845 ereignete sich in Schwarzstein bei Rastenburg folgendes. Ein Tagelöhner war kurze Zeit vor dem erwähnten Tage eines Diebstahls beschuldigt und infolgedessen vor das Gericht zu Rastenburg geladen worden; er erbot sich zum Reinigungseide. Weil er aber ein unmoralischer Mensch und als Dieb berüchtigt war, wurde er

nicht zum Schwur zugelassen. Da schwur er auf eigene Hand, d. h. gesprächsweise, wie man es im gemeinen Leben zu nennen pflegt, und äußerte dabei: „Das erste Gewitter, das heraufkommt, möge mich erschlagen, wenn ich gestohlen haben sollte!"

Am 12. Juli zog über Schwarzstein ein schweres Gewitter herauf, und der genannte Mann befand sich mit mehreren anderen Personen in seinem Wohnhause. Auf einmal erfolgte ein Donnerschlag, der Blitz traf das Haus des Mannes und erschlug den Missetäter inmitten der übrigen Miteinwohner, die zwar etwas betäubt, aber dennoch unversehrt geblieben waren. Der Strahl war ihm in die Nase und den Mund gefahren. Da das Haus in Flammen stand, mußte der Getötete augenblicklich hinausgetragen werden, aber niemand von den Einwohnern Schwarzsteins wollte den, wie sie meinten, von Gott Gerichteten berühren, trotz der Ermahnung des Pfarrers, der, nachdem seine Ermahnungen fruchtlos geblieben, selbst ihn angreifen mußte. Das Haus brannte nieder, doch verbreitete sich das Feuer nicht weiter.

Die schreckliche Erfüllung. In der Kirche zu Nieder-Landin bei Schwedt an der Oder findet sich über der Eingangstür folgende Inschrift:

Daß Feuersflammen
Uns nicht allzusammen
Mit unsern Häusern unversehn's gefressen,
Das macht, daß wir in seinem Schoß gesessen.
Lobe den Herrn!

Mit dieser Inschrift hat es folgende Bewandtnis. Im Jahre 1854 brannte ein großer Teil des dortigen Rittergutes nieder. Bei dem Brande kamen drei Menschen ums Leben. Der eine von diesen dreien wollte noch ein Geringes seiner im übrigen geretteten Habe aus dem brennenden Hause holen, aber er kam nicht mehr heraus und verbrannte. Vor sechs Jahren hatte ihm der Gutsherr einen bedeutenden Scheunendiebstahl auf den Kopf zugesagt; er hatte aber die beleidigte

Unschuld gespielt und verschwor sich und meinte, er wolle bei lebendigem Leibe verbrennen, wenn er das getan habe. Nach sechs Jahren hat ihn Gott der Herr gefunden. Der Gutsherr aber, als er am andern Tage die Brandstätte durchwanderte, fand nicht weit von der verkohlten Leiche ein Stückchen Papier; rundum war es abgebrannt oder versengt, nur jener oben verzeichnete Vers war noch lesbar. Der Eindruck auf den Gutsherrn war aber so mächtig, daß er unwillkürlich sprach: „Herr, gehe nicht mit uns ins Gericht!" Zum bleibenden Gedächtnis jenes Gottesgerichts aber hat er jene Worte über die Tür der Kirche setzen lassen.

Ein Meineidiger verbrennt. Im Jahre 1559 soll sich zu Geradsberg folgender Fall zugetragen haben: Ein Wechsler, mit Namen Antonius, kehrte in einem Wirtshause daselbst, zum goldenen Schiff genannt, ein. Dort habe er einem andern, der ihm etwas Geld eingehändigt hatte, dies nicht gestehen wollen und vermessentlich zu demselben gesagt: „Wo er solch Geld empfangen, so wünsche er, daß ihn das Feuer, das im Kamin wäre, sollte anzünden und verbrennen." Er bekräftigte es auch mit einem Eide, den er vor der Obrigkeit ablegte. Darauf kehrte er wieder zu seiner Herberge zurück und begab sich nach eingenommener Mahlzeit nahe bei dem Kamin zur Ruhe begehrte aber zuvor vom Wirt, er solle mehr anlegen, damit er in der Wärme desto bequemer ruhen möchte. Das tat der Wirt, sei aber so lange ab- und zugegangen, bis er merkte, daß das Feuer gänzlich ausgegangen sei und keinen Schaden mehr tun könne. Als man aber morgens in das Gemach kam, wird Antonius in einem schrecklichen Zustand gefunden, der ganze Kopf war zu Asche verbrannt, der übrige Leib bis an die Schenkel abscheulich versengt, das Geld aber, worüber er den falschen Eid getan, war unversehrt.

Zum falschen Eid. Martin Zeiler schreibt von einem Ort „Zum falschen Eid" genannt, folgende Begebenheit: Ein Bauer sei mit einem andern wegen eines Stück Ackers in Streit geraten, das ein jeder als das seine von Rechts wegen zu haben

meinte. Zur Behauptung des vermeinten Rechts habe der eine etwas Erde von seinem Acker, darüber kein Streit war, in seinen Schuh genommen, sich auf den streitigen Acker gestellt und mit beiden aufgerichteten Fingern also geschworen: „Ich schwöre bei meinem Schöpfer, daß ich allhie auf meinem eigenen Erdreich und Acker stehe.“ Worauf er alsofort in die Erde, welche gewichen, versunken und Fußtapfen, nämlich zwei Schuhe und einen Stab, hinterlassen. Der Ort ist daher „Zum falschen Eid“ genannt worden und liegt nicht weit von dem Kloster Schönau, nach dem Odenwald hin.

Den hat Gott gerichtet. In der Schweiz ereignete sich folgende auffallende, aber wohl bezeugte Geschichte. Ein Mann schwur bei einem Handel: „Wenn das und das nicht wahr ist, so will ich keinen Weihnachtskuchen mehr essen und das nächste Gewitter soll mich erschlagen.“ Wochen vergingen darüber und Weihnachten stand vor der Tür. Da, an einem Samstag war's, im Städtchen fand ein großer Markt von Kinderspielwaren statt, zog unter Schneegestöber ein arges Gewitter herauf. Der betreffende Mann setzte sich eben, nachmittags ¼4 Uhr, mit den Seinigen an den Kaffeetisch, auf welchem der landesübliche Weihnachtskuchen prangte, als plötzlich unter furchtbarem Gekrach der Blitz ins Haus schlug und den Vater tötete, die andern aber unversehrt ließ. Da der Blitz auch gezündet hatte, so mußte die Feuerwehr kommen; doch keiner der Feuerwehrleute wollte den Erschlagenen anfassen. Der in der Nähe wohnende Pfarrer mußte zusammen mit dem Mesner den Leichnam bergen. Allgemein hieß es: „Den hat Gott gerichtet.“

Das Bild in der St. Katharinenkirche. In der St. Katharinenkirche auf der Neustadt in Salzwedel befindet sich ein schon halbverblichenes Bild, welches den Tod eines Meineidigen darstellt. Dieser hatte nämlich von einem andern Manne hundert Dukaten geborgt und leugnete, als er sie wiedergeben sollte, hartnäckig, daß er sie empfangen habe. Darauf ging der Gläubiger auf das Rathaus, um sich daselbst von der Ob-

rigkeit Recht zu holen. Der Schuldner wurde vorgefordert und sollte es mit einem Eide bekräftigen, daß er das Geld nicht erhalten habe. Dieser kam auch sogleich. Als er nun den Eid leisten sollte, bat er seinen mitanwesenden Gläubiger höflichst, ihm doch während des Schwures seinen Stock zu halten; er hatte nämlich in demselben listiger Weise das Geld verborgen. Mit der größten Frechheit schwur er darauf, das Geld zwar früher erhalten, es aber auch seinem neben ihm stehenden Gläubiger wiedergegeben zu haben. Nach solchem Schwur ging der arme Gläubiger traurig von dannen.

Als aber der Schuldner auf die Straße kam, traf es sich, daß gerade ein Müllerwagen mit scheugewordenen Pferden dahergeeilt kam und ihn zu Boden warf, so daß die Räder ihm über den Kopf und die Brust gingen, wodurch er auf der Stelle getötet wurde. Dabei ging auch ein Rad über seinen Stock; dieser zerbrach, und die blanken Dukaten rollten heraus. Auf diese Weise kam der schändliche Betrug an den Tag. Zum bleibenden Andenken an diesen Vorfall hat man deshalb das Gemälde in der genannten Kirche aufgehängt.

Der meineidige Jüngling. Eine Jungfrau in N. N. hatte sich von einem Menschen zu einem vertraulichen Umgange verleiten lassen, dessen sichtbare Folgen sie in Verlegenheit setzten, so daß sie seiner Hilfe und seines Beistandes bedurfte. Er aber entfernte sich von ihr, ohne sich ihrer anzunehmen. In ihrer Not nahm sie ihre Zuflucht zu der Obrigkeit und stellte derselben vor, daß sie, durch die heiligsten Versprechungen der Ehe verführt, sich ihm überlassen hätte, er aber jetzt, nachdem er sie ins Elend gestürzt habe, von ihr nichts wissen und sie verlassen wollte; sie sei daher genötigt, ihren Beistand anzuflehen. Die Richter forderten den Menschen vor sich, stellten ihm das alles vor und vermahnten ihn, doch nicht eine Bosheit auf die andere zu häufen. Der Gottlose behauptete mit der größten Hartnäckigkeit, daß er nie mit dieser Person etwas zu tun gehabt habe. Obgleich man ihm bis zur größten Wahrscheinlichkeit überführen konnte, so gestand er doch nichts

ein, und man mußte ihm endlich zu seiner Rechtfertigung schwören lassen. Nachdem er den Eid abgelegt hatte, fügte er noch aus freien Stücken hinzu: „Wenn es wahr ist, daß ich falsch geschworen habe, so strafe mich Gott!"

Die Person grämte sich nun sehr und starb mit dem Kinde, das sie mit diesem Bösewicht gehabt hatte. Da aber die ganze Stadt überzeugt war, daß er die Ursache des Elends und des Todes dieser sonst ehrbaren Person war, und daß er durch einen falschen Eid sich gerechtfertigt hatte, so verabscheute ihn jedermann, und es wollte niemand mit ihm etwas zu tun haben. Er wurde elend, denn die Verachtung und der Abscheu der Menschen griffen sein Gemüt an und brachten ihn zum Nachdenken über das, was er getan hatte. Da sagte er einst zu einem Manne, der noch ein wenig mit ihm umging: „Meine Bosheit ist groß. Was meinst du, ob mein Blut noch Genugtuung für meine Sünde wäre?" Dieser antwortete ihm, daß sein Blut nicht zureichen könne, um für seine Gottlosigkeit zu büßen. Er ging darauf zur Gerichtsstätte, stellte sich auf den nämlichen Ort, wo er den falschen Schwur getan hatte, und erschoß sich.

Du sollst nicht mit dem Eide spielen. Einem Schiffskapitän, der ein Sohn frommer Eltern war, wurde einst eine sehr vorteilhafte Fracht angeboten unter der Bedingung, daß er einen falschen Eid unterschreiben sollte. Er wies aber diesen erniedrigenden Antrag von sich ab mit der Aeußerung, daß er den auf diesem schlechten Wege zu erwerbenden Vorteil lieber entbehren als mit dem Eide spielen, ein beständig nagendes Gewissen mit sich herumtragen und die Strafgerechtigkeit Gottes vorsätzlich wider sich reizen wolle. Da dieser Mann auf keinerlei Weise dahin zu bringen war, einen falschen Eid zu leisten, so suchte man einen andern, und bald fand man einen solchen und zwar auch einen Sohn braver, christlicher Eltern, der ohne Bedenken den vorgelegten Eid unterschrieb. Er wurde hierauf von dem ersteren zur Rede gestellt und gefragt, ob sein Gewissen bei einer so frevelhaften Tat ihn nicht anklage und beunruhige?

„O Bruder!“ antwortete er, „die Vorwürfe, welche mein Gewissen darüber macht, verschlucke ich mit einem Gläschen Branntwein.“

Die Reise wurde glücklich zurückgelegt. Aber nach zwei Jahren überfiel ihn auf einer Seereise eine heftige Krankheit; er geriet in eine gänzliche Verwirrung des Gemüts und verlor seine Besinnungskraft, und nach manchen vergeblich angewandten Hilfsmitteln mußte er die See verlassen. Bald nachher verlor er auch seinen Verstand und starb in diesem traurigen Zustande.

Traurige Folgen des Meineids. In der Grafschaft Herford kam vor mehreren Jahren ein Mann zum Richter und meldete ihm, er sei von einem jungen Edelmann, den er genau bezeichnete, überfallen worden, da dieser aber nichts bei ihm gefunden, habe er ihn ruhig liegen lassen und sich schnell entfernt. Der Richter war über diese Aussage nicht wenig erstaunt und ließ den jungen Menschen zu sich kommen, um sich über die gegen ihn erhobene Anklage zu verantworten. Als er erschien, wurde er seinem Ankläger gegenübergestellt. Der Richter, dem die ganze Sache sehr verdächtig und zweifelhaft vorkam, sprach dies gegen den Kläger selbst aus und sagte, daß es ihm scheine, als wolle er nur eine Summe Geldes damit erpressen, er solle sich doch vor falschem Zeugnisse und den ernsten Folgen hüten, die es für ihn haben würde. Der Mann aber blieb bei seiner Behauptung und sagte, er könne sie mit gutem Gewissen beschwören. Das geschah. Allein bei gründlicher Untersuchung, welche der junge Edelmann veranlaßte, stellte sich jedoch dessen Unschuld aufs überzeugendste heraus. Da der Mann sah, daß er seinen Zweck nicht erreicht hatte, war er nicht wenig verstimmt und beteuerte, daß er nichts anderes als die reine Wahrheit gesagt und beschworen habe; ja er rief wiederholt Gott zum Zeugen an und sagte, wenn er die Unwahrheit gesagt habe, so solle ihm die Zunge verdorren und das Fleisch von seinen Knochen faulen. Und schrecklich genug, kaum hatte er das ausgesprochen, so versagte ihm die Zunge, mittelst welcher er

eben erst das Gebot: „Du sollst nicht falsches Zeugnis reden" so frevelhaft übertreten hatte, den Dienst. Er lebte noch vierzehn Tage unter schwerem Leiden und starb in Angst und Verzweiflung, während ihm sein Fleisch buchstäblich abfaulte.

Warnung vor leichtsinnigen und frechen Reden. Christian Hörselmann von Waltershausen bei Gotha war von seiner Jugend an als ein böser, frecher und gottloser Mensch bekannt. Der dringende Verdacht eines bedeutenden Lederdiebstahls lag schon in seiner Jugend auf ihm, und um denselben von sich abzuwälzen und der Strafe des Diebstahls zu entgehen, schwur er einen bedenklichen Eid. Man traute ihm alle Schlechtigkeiten zu. Brauchte jemand einen Zeugen, so ließ er sich für wenig Geld dazu dingen. Öfter führte er verwegene lügenhafte Reden, und wenn er diese bekräftigen wollte, setzte er gewöhnlich hinzu, wenn das nicht wahr sei, so solle seine Zunge im Halse schwarz werden. Und um diesen schrecklichen, aber unwahrscheinlichen Wunsch wahr zu machen, ließ ihn der Herr weder Furcht noch Abscheu vor giftigen Schlangen haben, so daß er diese gefährlichen Geschöpfe mit bloßen Händen fing, wozu er eine besondere Geschicklichkeit besaß; er aber machte dem gemeinen Manne weis, er könne sie bannen.

Doktor Lenz, Lehrer der Naturgeschichte in Schnepfental, schrieb gerade damals eine Naturgeschichte über alle giftigen Mineralien, Vegetabilien und Animalien und machte Experimente damit, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Zu diesem Zweck ließ er sich von jenem Hörselmann mehrere Arten giftiger Schlangen lebendig einfangen und stellte sie in seiner Sammlung in wohlverwahrten Kasten mit Glasdeckeln auf. Sonntag, den 27. Juni 1830, kommt Hörselmann zu dem Doktor, und dieser zeigt ihm seine Einrichtung. Hörselmann macht den Kasten, worin ein großes Exemplar von der Kreuzotter war, auf, holt die Schlange mit der bloßen Hand heraus und läßt sie sich um den Arm herum winden. Der Doktor ist ängstlich und bittet ihn, sie wieder in ihren Behälter zu tun; denn sie sei sehr giftig. Hörselmann aber lacht darüber und sagt: „Mir

tut keine Schlange etwas, denn ich kann sie bannen. Sehen Sie, ich stecke sie ins Maul," — und ohne daß Doktor Lenz es verhindern kann, nimmt er sie wirklich in den Mund, — nimmt sie aber sogleich wieder heraus, tut sie in den Behälter zurück und sagt: „Herr Doktor, meine Kunst geht betteln. sie hat mich gekneipt." Zwei Minuten darauf fällt er besinnungslos nieder und trotz aller auf der Stelle angewandten ärztlichen Hilfe war er in einer halben Stunde tot. Bei der Sektion ergab sich, daß die Zunge und das Gehirn kohlschwarz waren.

Der Meineidige. Ich habe gehört von einem Manne, welcher zwanzig Jahre lang eine schwere Sünde auf dem Gewissen getragen hatte, ganz heimlich, aber quälender als Eiter in den Gebeinen.

Die Seinigen wußten nichts von der Sünde, aber sie ängstigten sich viel um ihn, denn er stand oft des Nachts auf, rannte im Zimmer umher und ächzte, und beim Tischgebete seiner Kinder zuckte es ihm in den Armen und auf den Lippen, und sein Gesicht war stets mit Bläße bedeckt.

Zweimal des Jahres, wenn sein Weib und seine erwachsenen Kinder zum heiligen Abendmahle gingen, legte er sich als Kranker nieder und stand mehrere Tage nachher erst wieder vom Lager auf, und wenn der Prediger am Schlusse des Gottesdienstes den Segen sprach und an die Worte kam: „Der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden!" da schüttelte es ihn durch und durch wie Fieberfrost.

Dieser unglückliche Mensch rannte in den letzten Jahren oft auf die Spitze eines Felsens und starrte hinab in das Tal; ein anderes Mal beugte er sich über das Geländer eines Brunnens und blickte mit Murmeln in die Tiefe, und dann kehrte er, von Entsetzen ergriffen, wieder um. Eines Tages fand ihn sein Seelsorger im Walde, wo er zwischen den Bäumen umherschlich und die Augen starr auf den Boden geheftet hatte. Auf die Frage: „Lieber Freund, habt ihr denn was verloren?" antwortete er hastig: „Ich suche, ich suche nach dem Anfang einer Geschichte, welche mir meine selige Mutter erzählt hat; aber ich

finde immer nur das Ende, das aber hieß: ‚Gott verloren, alles verloren'!" Der Seelsorger sprach freundlich: „Höret mir zu; ich will euch an einen heiligen Spruch des göttlichen Wortes erinnern, von welchem wir den Anfang und das Ende wissen. Er lautet also: ‚So ihr Mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will Ich mich von euch finden lassen, spricht der Herr'." Darauf wendete sich der Mann schnell um, bedeckte mit beiden Händen seine Augen und ging rasch waldeinwärts mit dem Ausrufe: „Ach, Herr Pastor, es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!" Der Pastor sah ihm mitleidig nach und dachte bei sich selbst: „Dieser Unglückliche ist nahe daran, den Verstand zu verlieren, und ich fürchte, es nagt ein Wurm in ihm, der nicht stirbt."

Nach etlichen Wochen verbreitete sich die Nachricht, der trübselige Mann sei bettlägerig geworden und es zeige sich eine fürchterliche Krankheit an seinem Leibe, dieselbe, an welcher vormals der König Herodes (Apgsch. 12, 23) kläglich gestorben ist. Der Kranke, welchen kein Wechseln der Leibwäsche, kein Baden, kein Salben, keine Arznei von seiner Plage befreien konnte, stöhnte, winselte, heulte abwechselnd, und wenn ihn sein Weib fragte: „Kann ich dir vielleicht eine Hilfe tun?" gab er zur Antwort: „Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir könnte vergeben werden." Als sie einmal ihr jüngstes Töchterlein an das Bett führte und den Trostspruch beten ließ: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes macht uns rein von aller Sünde!" schrie er laut: „Führet das Kind hinweg, daß ich's nicht höre! Ach für mich gibt es ein anderes Wort. Da, wo es steht, habe ich ein schwarzes Band in die Bibel gelegt (Ebr. 10, 29). Laßt es meine Kinder lesen, wenn ich tot bin, wenn ich zur Hölle gefahren bin!"

Sein Seelsorger, welcher häufig nach ihm sah, brachte es nicht weiter, als Weib und Kind. Er gedachte des heiligen Abendmahls, da zog der Leidende sich krampfhaft zusammen, hielt dann einen Finger auf seine Brust und sprach: „Der isset und trinket ihm selber das Gericht!" Er erbot sich, am nächsten Sonntage vor und mit der Gemeinde eine Fürbitte für ihn zu

tun um ein seliges Ende. Darauf fiel jener ein: „Das hilft mir nicht! Neun Worte stehen wie eine Mauer zwischen mir und Gott!" — „Neun Worte," fragten sich die Umstehenden, „was soll das heißen?"

Vier Wochen lang kämpfte der Kranke so. Bei den Nachbarn hieß es, man erwarte das Ende jede Stunde! Aber wenn einmal in dem Sterbenden das Lebensflämmchen erlöscht schien, da wurde es von Angst und Verzweiflung wieder angefacht. Endlich eines Abends spät raffte der Unglückliche sich noch einmal auf, ließ den Pastor rufen, Weib und Kinder und Gesinde in das Zimmer treten und sprach mit der letzten Anstrengung seiner Stimme: „Sehet hierher auf meine Jammergestalt, höret auf mein Ächzen, merket auf meine Todesangst. Hier liegt, ringt und stirbt ein Mensch, der einen Meineid getan hat! Herr Pastor, die Mauer aus neun Felsstücken zwischen mir und Gott, sie liegt auf meiner Seele, sie bricht mein Herz. Fassen Sie an, fest an! Reißen Sie durch — durch!" Mit diesem Geschrei sank er zusammen, und als man hinblickte, war er tot.

Der Geistliche stand lange still vor der Leiche. Dann kehrte er sich zu der Familie und sprach: „Ich will euch die neun Worte sagen, an denen das Herz dieses Mannes gebrochen ist. Es sind die Schwurworte: „So wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum, Amen!" Lasset uns miteinander niederknien und das „Christe, du Lamm Gottes" und ein Vaterunser beten."

Falsch geschworen. Unter den preußischen Helden, welche auf den Spicherer Bergen am 6. August 1870 die steile Höhe hinaufklommen, befand sich auch einer, welchen mehr die Verzweiflung als der Mut vorwärts trieb. Es war nicht die Sorge, welche ihn quälte, um sein fernes Weib. Es war etwas anderes, das nur Gott und er wußte. Rechts und links fielen die Tapferen. Er schritt immer mitten durch, den feindlichen Donnern und Blitzen entgegen. Endlich sank auch er zu Boden. Eine Kugel hatte ihm den Mund unter Verletzung der Speicheldrüse durchbohrt. In einem der Lazarette fand der Unglückliche sorgsame Pflege. Aber der Schuß war tödlich. Die

Kräfte schwanden von Tag zu Tag. Eines Mittags, als alle Wunden im Lazarett verbunden waren, setzte sich die Kaiserswerter Diakonissin, Schwester Emma, an sein Bett. Sie sah, daß es mit ihm rasch der Ewigkeit entgegenging. Sie nahm die Bibel von seinem Tisch und las den 90. Psalm, das Gebet Moses, des Mannes Gottes. „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder! Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache. Du lässest sie dahinfahren wie ein Strom, und sind wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird, das da frühe blühet und bald welk wird und des Abends abgehauen wird und verdorret. Das macht dein Zorn, daß wir so vergehen, und dein Grimm, daß wir so plötzlich dahin müssen. Denn unsere Missetat stellest du vor dich, unsere unerkannte Sünde in das Licht vor deinem Angesicht, etc." Der Kranke wurde unruhig. Es schien, als ob er etwas sagen wollte; man konnte aber sein Stammeln nicht verstehen. Er verdoppelte seine Anstrengung. „Ich habe falsch geschworen!" stieß er jammernd hervor. „Ich habe falsch geschworen!" — Mit diesem Bekenntnis wuchs seine Unruhe. Die Diakonissin schickte zum Pfarrer. Bis zu dessen Ankunft nahm sie sich des Geängstigten treulich an. Wohl verhehlte sie ihm nicht, daß er bald vor dem Richterstuhl Gottes stehen müsse, wies ihn aber auf den hin, durch welchen wir dem schrecklichen Gericht entrinnen können. Unterdes erschien der Geistliche und sprach mit ihm über das, was allein imstande ist ein beladenes Gewissen zu entlasten. Reuevoll empfing der Sterbende das heilige Abendmahl und blieb dann im beständigen Gebet. Die pflegende Diakonissin schreibt: „Eine Viertelstunde später durfte ich ihm die Augen zudrücken. Seinen Namen werde ich hier niemals nennen. Aber ich hoffe, im Buche des Lebens steht er geschrieben." Und das hat der Gefallene der Kugel zu danken, welche bei Spichern seinen sündigen Mund durchbohrte.

Der Dreifingerstein (Dreiländerstein). Zwischen den Kantonen Zürich, Schwyz und Zug steht als erhabener Grenzstock die hohe Rhone, ein Berg, der um seiner ausgedehnten Fernsicht willen zur Frühlings-, Sommers- und Herbstzeit von vielen Leuten besucht wird. Ein kühler Föhrenwald umzieht die Mitte des Berges und läuft gegen den sogenannten Roßberg hinunter in spärlichem Wuchse aus. Dieser Roßberg ist eine fruchtbare Alm, auf welcher mehrere Sennenwohnungen zerstreut herumliegen. Steigt man von diesen Hütten den Berg hinan, so muß man bei einem gewaltigen Granitblock vorbei. Dieser Granitblock ist in der umliegenden Gegend unter dem Namen „Dreifingerstein" bekannt. Bei näherer Betrachtung rechtfertigt sich diese sonderbare Benennung dadurch, daß man oben auf der platten Höhe drei Vertiefungen wahrnimmt, die gerade der Art sind, als ob sie durch das Hineinstecken des Daumens, Zeige- und Mittelfingers entstanden wären. Von dem Ursprung dieser Löcher erzählt die Volkssage folgendes: „Ein reicher und habsüchtiger Senn machte nach dem Absterben des Besitzers auf Alp und Wald ungerechten Anspruch. Seine Forderung geschah auf Unkosten der Kinder des Verstorbenen, die durch den Verlust dieser Grundstücke arme Waisen geworden wären. Falsche Zeugnisse und Verschreibungen unterstützten die Ansprüche des Betrügers; die armen Kinder hatten nichts als ihr gutes Recht. Es kam zum richterlichen Augenschein und Eidschwur. Der Bösewicht leistete ihn mit aufgehobenen Schwörfingern auf der Höhe des Felsens laut und frech. „Weh dir," rief ihm der Richter zu, „so du einen falschen Eid getan!" — Da machte der Mann auf dem Felsen die gräßlichsten Beteuerungen, wie ihn der Teufel holen solle, wenn er die Unwahrheit geschworen: „So wenig," rief er, „als ich meine Schwörfinger in diesen harten Stein tauchen mag, als in Wasser — so wenig hab' ich einen falschen Eid getan!" — Und damit setzte er in grauser Vermessenheit die Finger auf den Stein, als ob er dieselben hineindrücken wollte. Und siehe, der Felsen gab nach wie weicher Schnee, und die drei Schwörfinger begruben sich drin bis ans hinterste Gelenke. — Entsetzt wollt' er sie alsbald zurück-

ziehen; sie aber waren festgewachsen, also, daß all sein Mühen und die Arbeit anderer nichts fruchtete. Gott hatte gerichtet; der Fälscher bekannte sein Verbrechen vor allem versammelten Volke. — Und nachdem er gebeichtet, erbebte die Erde, die Föhrenzweige rauschten schauerlich, und aus dem Walde fuhr unter Blitz und Donner eine kohlschwarze Wolke. Und die Wolke umhüllte ihn, und ein lautes Geheul erhob sich in derselben; dann zerteilte sie sich und zerfloß in der Luft. — Der Verbrecher lag entseelt da, das Antlitz im Nacken.

Der rechte Arzt. Der alte N., der sonst immer gesund und kräftig war, begann zu siechen; er wurde schwächer und elender, ohne daß eine bestimmte Krankheit zu erkennen war. Der sehr tüchtige Hausarzt versuchte seine Kunst vergeblich an ihm, kein Mittel wollte anschlagen. Ein anderer Arzt, den der Kranke rief, meinte es besser zu treffen; er verwarf alle bisher gebrauchten Mittel und verordnete die entgegengesetzte Arznei. Der Zustand des Kranken wurde aber noch bedenklicher. „Bei meinen wiederholten Besuchen," so schreibt der Geistliche, der uns die Geschichte erzählt, „glaubte ich zu bemerken, daß irgend etwas dem Kranken auf dem Gewissen liegen müsse. Manchmal schien es, als wollte er selbst darauf hindeuten; er kam aber nicht mit der Sprache heraus. Da fragte ich ihn einst geradezu und erhielt das Geständnis: Er habe einmal in jungen Jahren unter vier Augen ein Versprechen an Eides Statt gegeben, es aber in der Meinung, daß nur der Eid vor der Obrigkeit binde, nicht gehalten. Nun war es ihm zur glühenden Kohle geworden, und das Brandmal im Gewissen ließ ihm keine Ruhe. Da er im Rationalismus groß gezogen und alt geworden war und den Sünderheiland nicht kannte, stieg seine Angst bis zur Verzweiflung, und er bedurfte des Unterrichts aus Gottes Wort. Ich wählte den Römerbrief und legte ihn im Zwiegespräch abschnittsweise aus. Zunächst wurde die Selbstanklage immer offener und schärfer, aber die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben schien dem Geängstigten zu groß zu sein; er wagte nicht daran zu glauben. Allein der Herr hatte ihn in eine besondere Zucht genommen. Als ich nach einiger

Zeit zu ihm kam, war der Stein von seinem Herzen gewälzt. Er konnte glauben, er hatte den Heiland gefunden, und seine Seele war genesen. Von der Stunde an verließ er das Bett und war wieder gesund. Niemand vermochte es zu begreifen, wie es möglich sei, daß der so schwer kranke, ja schon aufgegebene Mann mit einem Male wieder hergestellt war. Beide Ärzte stritten um den Ruhm, ihn geheilt zu haben. Er selbst aber wußte es besser, wer der rechte Arzt gewesen war. Als ich nach Jahr und Tag mit ihm in einer größeren Gesellschaft zusammen war, setzte er sich still an meiner Seite, drückte mir die Hand, und die heimliche Träne im Auge verriet mir, was seine Seele so fröhlich machte."

Mein ist die Rache, spricht der Herr. Es war um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, daß ein ausgezeichneter Prediger des Evangeliums, mit Namen Sasse zu Altona bei Hamburg im Frieden zu seines Herrn Ruhe einging, nachdem er sein kampfreiches und vielbewegtes Leben ausschließlich dem Dienste seines himmlischen Meisters geweiht hatte. Fast um die nämliche Zeit geschah es, daß der schwedische General, Steinbock in großer Seelenangst und furchtbarer Verzweiflung aus diesem Leben schied. Aus den folgenden Mitteilungen wird klar werden, in welcher Beziehung diese beiden Männer zu einander im Leben gestanden haben. Beide waren Helden gewesen. Der eine in christlichem Glaubensmut und demütiger Leidenswilligkeit, der andere im Kriegshandwerk und in siegreichen Schlachten; am Ende aber zeigte sich es, daß der erstere den Sieg davon trug, während der letztere trotz seiner blutigen Siege eine schreckliche Niederlage erlitt.

Pastor Sasse, dessen Name in Altona in aller Munde war, gehörte zu jenen Glaubenshelden, die sich vor keinem Widersacher fürchten, wenn es gilt, für die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit einzustehen. Das wußte niemand besser als der Ratsherr Hofleben, der vermöge seines ungeheuren Reichtums und seines großen Einflusses die übrigen Ratsherrn, ja selbst den Bürgermeister seinen Launen dienstbar zu machen und alle

Angelegenheiten der Stadt nach seinem Willen zu lenken verstand. Nur ein einziger Mann beugte sich nicht vor seinem Ansehen; das war Pastor Sasse, der einem viel mächtigeren Herrn diente, als Ratsherr Hofleben war, und dessen ganze Seele von der Überzeugung durchdrungen war, daß die höchste Ehre und unbedingter Gehorsam keinem sterblichen Menschen, sondern dem lebendigen Gott allein gebühre.

Der Ratsherr war ein großer Freund glänzender Feste, lärmender Vergnügungen und weltlicher Zerstreuungen; der Pastor aber, welcher dergleichen Dinge weder liebte noch billigte, machte sich kein Bedenken daraus, dem reichen und vornehmen Manne, so oft sich Gelegenheit dazu bot, zwar freundlich und würdevoll, aber mit dem ganzen Ernst der Wahrheit seine Ansicht über dergleichen Dinge auszusprechen. In unsern Tagen würde ein städtischer Beamter solche Vorstellungen etwa mit einem leichtfertigen Witz oder mit höflichem Spott an sich abgleiten lassen; aber zu jener Zeit fanden es die reichen und vornehmen Herren, besonders die höheren Beamten kleiner Städte oft viel bequemer und ihrer Würde angemessener, mit rohen Verweisen und derben Drohungen zu antworten, wie dies auch Ratsherr Hofleben tat.

„Ich sage Ihnen ein für alle Mal, außerhalb der Kirche lasse ich mir nicht vorpredigen. Predigen Sie meinetwegen auf der Kanzel, solange Sie wollen, aber damit seien Sie zufrieden, mein Herr; wo nicht, so wird man wissen, Sie auf den rechten Weg zu bringen, und zwar so, daß Sie lange daran denken werden."

„Das ist garnicht nötig," erwiderte der Pastor ruhig, „mich erst auf den rechten Weg zu bringen, denn ich befinde mich schon darauf; es tut mir aber leid sagen zu müssen, daß Ihro Exzellenz auf dem Irrweg sind. Sie sind einer von denen, die Gott berufen hat, das Volk dieser Stadt auf den Weg der Ordnung, der guten Sitte und der Gerechtigkeit zu leiten. Sie aber lehren die Leute den Tag der Ruhe zu entheiligen, den Bauch zu ihrem Gott zu machen und dem seligmachenden Evangelium

ungehorsam zu sein, das ich berufen bin, allen denjenigen, die ich zu erreichen vermag, zu verkündigen."

Der Ratsherr kehrte dem Pastor den Rücken und ging voll Zornes hinweg; denn wie groß auch seine Macht und Einfluß sein mochten, so wagte er es doch nicht, diesen Mann anzutasten, der unter dem Schutz des Gesetzes stand und der zugleich der beliebteste Prediger der Stadt war. Aber Pastor Sasse hatte ja auch seine Liebhabereien, so gut als Ratsherr Hofleben, und dieser war entschlossen, dieselben ihm gründlich zu verderben.

Der Ort, wo der treffliche Pastor seine liebsten Erholungen zu suchen pflegte, war ein kleines Grundstück, etliche Schritte von seiner Kirche, auf welchem sich sechs oder sieben armselige und halbverfallene Hütten erhoben. Dieses Grundstück und die Häuschen darauf gehörten der Stadt; und da niemand jene armseligen, in so schlechtem Zustande befindlichen Gebäude mieten, der Stadtrat sie aber nicht ausbessern wollte, so hatte man seit Jahren dem Pastor Sasse erlaubt, sie zu einem wohltätigen Zweck zu benutzen. Teils auf seine eigenen Kosten, teils mittelst einiger Beiträge seiner Freunde hatte er die Hütten wieder in ordentlichen Stand setzen lassen, einige Zimmer mit Hausgerät versehen und nach und nach in ein Asyl für Waisenkinder und alte Frauen umgewandelt. Hier war es, wo er am liebsten seine Mußestunden zuzubringen pflegte; hier war es eine Lust, mit den armen Frauen über göttliche Dinge zu reden und mit den Kindern zu spielen und zu singen. Es gab auch für diese guten Leutchen keine größere Freude, als wenn Vater Sasse kam und die schönen biblischen Geschichten erzählte, oder mit seiner wohlklingenden Baßstimme ein geistliches Lied mit ihnen sang. Es befanden sich damals vier Witwen daselbst, ferner ein alter Invalide, der sein Bein auf dem Schlachtfelde verloren hatte, und siebzehn Waisenkinder. Ihr Unterhalt wurde durch freiwillige Beiträge bestritten, die durch den frommen Pastor bei Freunden gesammelt wurden. Jedermann wußte aber, daß diese Beiträge kaum zwei Drittel der Ausgaben zu decken imstande waren; gleichfalls gab es niemals ein Defizit in der Rechnung. Denn auf der Liste der Einnahmen

stand immer noch unten eine reichliche Gabe von einem „ungenannten Freunde", wodurch das Mangelnde ersetzt wurde. Wer dieser „ungenannte Freund" sei, wußte jedermann, aber niemand war unbescheiden genug, es auszusprechen. Eine jener vier Witwen, eine fromme, verständige und tätige Person, Frau Liebich, nahm die Stelle der Waisenmutter ein. Der alte Invalide diente als Schulmeister. Er konnte allerdings nur selbst mit Mühe lesen, und seine Kenntnisse von der biblischen Geographie standen nicht gerade auf der Höhe der neuesten Entdeckungen; denn es konnte ihm begegnen, daß er von der Hochzeit zu „Kanaan" sprach, und zuweilen rühmte er seinen Schülern, wie wasserreich das heilige Land doch müsse gewesen sein; denn dort habe es nicht bloß den „See Tiberias" gegeben, sondern auch den „See Genezareth" und das „Galiläische Meer". Was er dagegen von den großen Wundern, die der Heiland an diesen Seen oder in ihrer Nähe getan, zu erzählen wußte, das war immer ganz schriftgemäß und höchst anschaulich, so daß der liebe Pastor Sasse öfters lächelnd zu sagen pflegte: „Laßt ihn nur machen; wenn diese jungen Leute groß werden, so werden alle jene Seen schon in einen zusammenfließen. Die Hauptsache ist, daß die Kinder recht lebendig verstehen lernen, wer der ist, der auf dem einen See auf den Wellen zu wandeln und auf dem andern den Sturm zu stillen vermochte."

Eines Tages, als der Pastor nach seiner Gewohnheit seine alten und jungen Pflegekinder besuchte, erzählte ihm Frau Liebich voll Freuden, daß der Bürgermeister und der Ratsherr Hofleben dagewesen seien, um das Grundstück in Augenschein zu nehmen; sie hätten davon gesprochen, man werde hier ein großes Gebäude errichten. Dieses Gebäude werde ohne Zweifel, meinte sie, für ihre lieben Waisenkinder bestimmt sein. Pastor Sasse hörte nachdenklich zu. „Ein Sturm ist im Anzug," dachte er, „aber man muß ihn durch Gebet verjagen." Dann ging er still nach Hause und schloß sich bis zum Abend in sein Studierzimmer ein.

Am folgenden Tage kam ein Ratsdiener in Amtskleidung,

den Amtsstock in der Hand, und klopfte feierlich dreimal an die Tür des Pfarrhauses. Diese drei Schläge tönten durch das ganze Haus. „Siehe da, der Sturm kommt," dachte der Pastor und ging selbst hinunter, die Tür zu öffnen. Der Ratsdiener übergab ihm ein Schreiben, datiert vom 17. Februar 1711, worin „Joachim Diehlmann, Bürgermeister, und Heinrich Hofleben, Assessor, Seiner Hochwürden, dem Pastor Kasper Sasse, kund und zu wissen taten, daß er von heute in einem Monat die Gebäude zu räumen habe, die in der Hamburgerstraße, Sektion B. und die Nummern 7—13 tragend, gelegen seien, indem dieses Grundstück zu einem Zwecke öffentlichen Nutzens müsse verwendet werden." Oben an diesem Schreiben bemerkte man die zwei Buchstaben L. S. Der Pastor las das Papier wieder und wieder, und zwar mit einem Lächeln, in welches große Traurigkeit gemischt war. „L. S.", rief er aus, „das will sagen Heil und Segen dem Leser; ich fürchte aber sehr, dieser schöne Wunsch wird auf das Haupt derer, die ihn an mich richten, nicht zurückkommen; denn es ist etwas Schreckliches, den Kampf aufzunehmen mit dem, der sich den Schirmvogt der Witwen und Vater der Waisen nennt. Ich bin neugierig, zu erfahren, um welchen Zweck des öffentlichen Nutzens es sich handelt." Am Nachmittag trat die Dienstmagd mit rotverweinten Augen in das Zimmer und brachte die Nachricht, man wolle auf dem Grundstück, wo das Asyl stehe, ein öffentliches Gesellschaftshaus und einen Tanzsalon errichten. „Der Herr wird's versehen," erwiderte der Pastor einfach auf die ängstlichen Fragen des Mädchens; doch entschloß er sich, sofort zum Bürgermeister sich zu begeben. Dieser versicherte ihm, daß er für sich allein nichts zu tun vermöge, daß aber, wenn der Ratsherr Hofleben sich erweichen ließe, man bei ihm (dem Bürgermeister) auf den besten Willen zählen dürfe. Nun richtete Pastor Sasse seine Schritte nach dem prächtigen Hause, das Herr Hofleben bewohnte. Er mußte lange im Vorzimmer warten, bis ihn endlich der Ratsherr eintreten hieß. Hofleben blieb in seinem großen Sessel sitzen, während er den Pastor stehen ließ. Sasse sprach zuerst von den wohlwollenden Gesinnungen des Bürgermeisters

in dieser Sache, und bat dann dringend, der Witwen und Waisen sich zu erbarmen und jenen Plan aufzugeben.

„Nun gut," rief der Ratsherr, „auch ich werde meine Stimme zu Ihren Gunsten abgeben, wenn Sie die Worte zurücknehmen, die Sie mir kürzlich gesagt, als Sie behaupteten, ich führe das Volk dieser Stadt dem Teufel zu."

„Ich erinnere mich nicht, eines Ausdrucks dieser Art mich bedient zu haben," sagte Pastor Sasse.

„Nun," erwiderte Hofleben, „darauf lief es wenigstens hinaus. Sie nehmen es zurück?"

„Von Herzen gerne," sagte Sasse, „wenn Euer Exzellenz Ihr Benehmen geändert haben."

„Ich habe nichts daran geändert, denke auch nichts daran zu ändern," entgegnete der Ratsherr, „aber ich beharre darauf, daß Sie erklären, ich verleite die Leute nicht auf schlechte Wege."

„Wenn ich Euer Exzellenz recht verstehe, so wünschen Sie von mir zu hören, daß Sie die Leute auf den Weg zum Himmel führen."

„Zum Himmel? Zum Himmel? Das sage ich nicht, aber wenigstens nicht auf den Weg zur Hölle."

„Möge Euer Exzellenz mir erlauben, zu bemerken, daß es nur zwei Wege gibt; wenn Sie mir aber gnädigst sagen wollen, auf welchem Sie selbst gehen, so werde ich Ihnen leicht sagen können, welchen Sie die andern zu gehen lehren."

„Da Sie mir gesagt haben, daß ich die Leute zur Hölle führe, so glauben Sie gewiß, daß ich selbst auf dem Wege dahin bin."

„Sind Euer Exzellenz ganz gewiß, daß ich mich täusche?" fragte der Pastor mit einer tiefbewegten Stimme. „Sind Sie gewiß, daß Sie auf dem Wege zum Himmel wandeln? Wenn Gott in dieser Nacht Sie abrufen würde, wüßten Sie gewiß, daß Ihr Teil und Erbe bei denen wäre. die in Aufrichtigkeit dem Herrn gedient haben?"

Der Ratsherr blieb stumm; sein Gewissen redete zu laut, als daß er auf diese Frage hätte antworten können.

„Also," fuhr er nach einer Pause etwas verstimmt fort, „Sie glauben, daß ich verloren und verdammt bin?"

„Noch nicht, Exzellenz," erwiderte der Pastor mit Wärme, „Sie stehen noch in der Gnadenzeit. Das Blut des Lammes Gottes, das die Sünden der Welt getragen, hat auch für Sie noch eine Reinigungskraft; aber wenn Sie nicht Buße tun und dem Herrn Jesu nicht zu Füßen fallen, so muß ich als treuer Diener Gottes Ihnen erklären, daß die Straße, auf der Sie wandeln, Sie geradewegs in die ewige Verdammnis führt. Aber warum wollen Sie verloren gehen und nicht lieber leben und selig werden? Jesus ist bereit, Sie anzunehmen und Ihnen alle Ihre Sünden zu vergeben!"

„Ich, ich soll gesündigt haben gegen Gott und die Menschen?" rief der Ratsherr, bei dem der Zorn wieder die Oberhand gewonnen hatte. „Gehen Sie, mein Herr; ich will nichts von Ihren Predigten wissen, und von heute in einem Monat müssen die Hütten in der Hamburgerstraße leer sein."

Alle Freunde des Pastors waren tief betrübt über den Beschluß des Rats. Man machte noch einen letzten Versuch, der Sache eine andere Wendung zu geben, indem mehrere hundert Bürger eine Petition an den Rat unterzeichneten; aber da diejenigen Freunde des Pastors, die er unter der vornehmen Klasse zählte, fast lauter Nikodemusse waren, so fand sich auf der Liste kein einziger Name von Bedeutung, und man nahm auf die Bittschrift keine Rücksicht.

Es war am 13. März 1711, vier Tage vor dem bestimmten Termin, nachdem der Pastor bereits alle nötigen Maßregeln getroffen hatte, seine Pfleglinge zeitweilig in seinem eigenen Hause aufzunehmen, als ein wohlhabender Küfer, namens Thomas Büchler, der den Pastor Sasse wie einen Vater liebte, zu ihm eintrat und ihm ein Landhaus anbot, das ihm gehörte und etwa eine Stunde von der Stadt entfernt lag. Diese Wohnung war ganz wie gemacht, um den armen Witwen und Waisen, welche ihr bisheriges Asyl verlassen mußten, zu einer Zufluchtsstätte zu dienen. Meister Thomas weigerte sich entschieden, irgend einen Mietzins dafür anzunehmen. „Ich

fürchte," sagte er, „der liebe Gott ließe mir alle meine Fässer auseinanderfallen, wenn ich auch nur einen Kreuzer annähme."

Am 16. März sah man einen seltsamen Zug singend aus den Toren von Altona herausziehen. An der Spitze ging der Pastor Sasse im Kirchenrock; mit seinem klaren und wohltönenden Baß stimmte er den dreiundzwanzigsten Psalm an: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln." Hinter ihm kam Frau Liebich, das kleinste Kind auf den Armen, während zwei andere Waisen, sich an ihren Rockschößen haltend, neben ihr hertrippelten. Dann kamen die anderen Witwen, je ein Kind an jeder Hand führend, darauf die übrigen Kinder, je zwei und zwei. Der alte Invalide schloß den Zug und hielt unter den kleinen Pilgern gute Ordnung. Eine Menge Volks strömte herbei. Die Rührung und die Tränen hinderten viele, mitzusingen; doch schlossen sich zahlreiche Stimmen mit an, also daß Wald und Feld von dem herrlichen Psalm wiedertönte.

Thomas Büchler, der wackere Küfer, empfing den Zug am Tore seines Landgutes. „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes," sagte der Pastor mit aufgehobenen Händen, als er die Schwelle des Hauses betrat, „dieser Ort soll Christiana heißen, denn er wird ein Tempel Jesu Christi und die Wohnstätte seiner Kinder sein." — „Amen," rief Thomas, „Amen," tönte es aus dem Kreise der Umstehenden wieder. Das war ein Freudentag für den frommen Pastor Sasse. Da das Wetter schön war, versammelte er die Menge auf dem Wiesengrund, richtete an sie eine Ansprache und weihte den Ort durch Gebet und Absingen geistlicher Lieder ein. Meister Thomas hatte eine Erfrischung mit Kaffee und Brot bereit gemacht; der glückliche Pastor und seine Freunde brachten miteinander einen fröhlichen und friedevollen Nachmittag zu, und der alte Invalide erklärte, er hätte eher sein anderes Bein auch daran gegeben, als bei dem Feste nicht gewesen zu sein.

Es dauerte nicht lange, so wurden jene armseligen Hütten an der Hamburgerstraße abgerissen, und im Anfang des Jahres 1713 erhob sich ein prächtiges Kasino auf der Stelle, wo noch eben die Hütten des Armen- und Witwen-Asyls gestanden

hatten. Dieses Gebäude enthielt unter anderem einen großen und prächtigen Tanzsaal, welchen der Ratsherr Hofleben unter großer Pracht mit einem Ball einweihte. Jedoch trotz allem Glanze, den man diesem Feste zu geben versuchte, waren die Teilnehmer weder so zahlreich noch so lustig, als der Ratsherr gehofft hatte; denn das Gerücht hatte sich eben verbreitet, daß der schwedische General Steinbock an der Spitze seiner Armee sich der Stadt nähere und sie zu belagern im Sinne habe. Damals befanden sich Schweden und Rußland miteinander in Krieg, und da die Stadt Altona es mit den Russen hielt, so glaubte der schwedische General sie dafür züchtigen zu müssen.

Jenes Gerücht erwies sich als nur zu begründet. General Steinbock säumte nicht, die Stadt mit seiner gewaltigen Armee zu umzingeln. Zwei Tage hindurch versuchte der Rat Widerstand zu leisten, sah sich aber bald zur Unterwerfung genötigt. Der General gestattete den Einwohnern, die Stadt mit nacktem Leben zu verlassen, erklärte aber, daß er Befehl habe, Altona in Asche zu legen. Die Bestürzung war furchtbar; durch die ganze Stadt hörte man nichts als das Wehklagen und Jammern der Weiber und Kinder. Wahre Verzweiflung herrschte in den Häusern der Reichen, vornehmlich bei dem Ratsherrn Hofleben, dessen großes Vermögen fast ausschließlich aus unbeweglichem Eigentum (Häusern u. s. w.) bestand. Der Ratsherr bot dem General Steinbock eine ungeheure Summe an, wenn er die Stadt verschonen wollte, aber umsonst. Endlich griff man zu dem letzten Auskunftsmittel; man wollte sich an das Herz und die religiösen Gefühle des mächtigen Kriegsmannes wenden. Wenn aber jemand geeignet war, das Herz des Generals zu rühren und ihm in das Gewissen zu reden, so war es, wie jedermann fühlte, der ehrwürdige Pastor Sasse. Der Rat begab sich in feierlicher Prozession zu ihm und bat ihn demütig, den Vermittler und Fürsprecher zu machen bei dem grausamen Kriegshelden, der vor den Toren der Stadt lag. Ratsherr Hofleben selbst drang mit Bitten in ihn und versicherte, daß er aufrichtig sein früheres Benehmen gegen den Pastor bedaure. — „Wir hoffen," sagte der Bürgermeister, „daß Euer Ehrwürden ver-

gessen wolle, wie wir bei Anlaß jener Hütten gehandelt haben. Wir bekennen aufrichtig unser Unrecht, aber wir hoffen, daß Euer Ehrwürden nicht das ganze arme Volk dieser Stadt für das werde büßen lassen, was nur wir verfehlt haben." — „Davor bewahre mich Gott," erwiderte der Pastor, der sich der Tränen nicht erwehren konnte. „Was meine Witwen und Waisen betrifft, so kann ich nur sagen, wie Joseph zu seinen Brüdern: ‚Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, wie es heute am Tage ist'. Denn was für ein Los auch dieser unglücklichen Stadt aufbehalten sein mag, — meine Pfleglinge sind in Sicherheit; der Herr hat sie vor aller Gefahr geborgen. Aber ich fürchte, Gott werde diese Stadt seine Rute fühlen lassen, denn Ihr habt schwer gegen ihn gesündigt; Ihr habt seinen Augapfel angetastet, indem Ihr die Hand gegen jene Witwen und Waisen erhobet, die ohne Obdach und Brot hätten dastehen müssen, wenn nicht der barmherzige Gott dazwischen getreten wäre. Und wenn jetzt der Herr Eure Wohnungen zerstören und Euren Weibern und Kindern die Stütze des Brots nehmen wollte, so müßtet Ihr bekennen, daß seine Hand nicht ohne Ursache schwer auf Euch liege. Aber ich werde gehen und mit dem Feinde reden; denn mein Herz bricht mir, wenn ich an dies arme Volk denke, wenn ich an Euch denke und an Eure Frauen und Kinder. Doch hoffet nicht zu viel, denn ich bin nur Staub und Asche, und man sagt, der schwedische General sei ein sehr strenger und unerbittlicher Mann. Und während ich mich zu ihm begebe, werfet Ihr Euch mit wahrhaftiger Buße dem Herrn zu Füßen und bittet ihn, daß er das Herz dieses Mannes erweichen möge, um seines geliebten Sohnes Jesu Christi willen."

So sprach der ehrwürdige Pastor, und bald nachher begab er sich in das Generalquartier der feindlichen Armee.

„Möge Euer Exzellenz," sprach er zu dem Sieger, „es nicht ungnädig aufnehmen, daß ein geringer Diener Jesu Christi es wagt, bei Ihnen Fürbitte einzulegen für die unglückliche Stadt Altona."

Der General erhob sich vor dem Diener des Evangeliums.

Er hatte von dem Pastor Sasse gehört und war erfreut, ihn zu sehen.

„Ich wünschte," sagte er zu einem seiner Adjutanten, „wir könnten die Wohnung dieses frommen Mannes verschonen." Dann zum Pastor gewandt, sprach er in gütigem Tone: „Ein Diener Jesu Christi wie Sie wird immer unter meinem Dache willkommen sein, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich Sie als Gast bei mir behalten könnte; aber diese treulose Stadt muß ich züchtigen, — diese Stadt, die die Sache ihres legitimen Herrn verlassen hat, um gemeinschaftliche Sache mit seinem Feinde zu machen. Eine Stadt, die einer solchen Verräterei fähig ist, verdient wohl, daß der Schlag einer vollständigen Zerstörung sie treffe."

„Ich bitte Euer Gnaden dringend," erwiderte Sasse, „den Fehler der Obrigkeit nicht die armen Einwohner büßen zu lassen, von denen ja Tausende nicht wissen, was rechts oder links ist. Euer Gnaden sind zu edel gesinnt, als daß Sie die Unschuldigen strafen wollten."

„Ihre Stadt ist eine freie Stadt," entgegnete der General, „und dieser Abfall ist mit der Zustimmung der ganzen Bevölkerung geschehen. Ich werde das Leben der Einwohner schonen, aber ich werde nicht von dieser Stelle weichen, bis die Stadt ein Aschenhaufen ist."

Der Pastor suchte noch auf verschiedene Weise das Herz des Kriegsmannes zu rühren, aber seine Worte schienen wie an einem Felsen abzuprallen. Endlich fiel er vor dem grausamen Manne auf die Knie und sprach: „Um der Wunden Jesu Christi willen bitte ich Euer Exzellenz, die Stadt zu verschonen!"

„Ein Russe oder Russischgesinnter hat nie einen Schweden geschont um der Wunden Jesu Christi willen!"

„Nun gut," rief der Pastor Sasse, „so bitte ich Euer Gnaden demütigst zu beweisen, daß Sie ein Christ sind und daß Sie nicht Böses mit Bösem vergelten, sondern Ihrem Nächsten seine Fehler zu vergeben bereit sind, gleichwie der Heiland Ihnen Ihre Fehler vergeben will."

„Ich kann die Stadt nicht verschonen," rief der General. „Ein höherer Befehl zwingt mich, sie zu zerstören!"

„So ist es einzig und allein aus Gehorsam gegen Ihren König, daß Sie die Stadt zu verbrennen sich anschicken?" fragte der Pastor, indem er sich erhob.

„Ja, einzig und allein," antwortete der General, obgleich mit einigem Zögern.

„In diesem Falle empfangen Sie meinen Segen über Ihren Gehorsam," sagte der Pastor, breitete seine Hände über ihn aus und sagte in feierlichem Tone: „So segne dich der Herr und behüte dich; der Herr lasse leuchten sein Angesicht über dir und sei dir gnädig, der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden!"

Der General stand im Innersten betroffen da, während dieser Segensspruch über sein grausames Vorhaben ausgesprochen ward. Die Stadt wurde verbrannt, und Tausende von Unglücklichen sahen sich in das äußerste Elend gestürzt. Ratsherr Hofleben kam an den Bettelstab und mußte auf das erschütterndste inne werden, daß Gott seiner nicht spotten lasse. Pastor Sasse fand eine Zufluchtsstätte bei seiner lieben, kleinen Kolonie Christiana, wo er so viele von den armen Flüchtlingen der Stadt, als nur immer unterzubringen waren, aufnahm.

Aber von Stund an war die Hand Gottes auch gegen den schwedischen General ausgestreckt. Er verlor von da an alle Schlachten und geriet am Ende in Gefangenschaft. Hier verfiel er, erdrückt von dem Gewicht seines Elends und von Gewissensbissen, in einen Zustand der Verzweiflung, der nur mit seinem Leben endigte.

„Können Sie denn nicht das Kreuz Jesu Christi umfassen?" fragte ihn eines Tages der Gefängnisprediger.

„Nein, ich kann es nicht," stammelte der Sterbende. „Die Flüche der Tausende, die ich ins Elend gestürzt, martern meine Seele; aber der Segensspruch des Pastor Sasse lastet viel schwerer als alles andere auf mir; denn ich hätte die Stadt Altona verschonen können, wenn ich gewollt hätte. Ich sterbe

als Meineidiger, verflucht und verdammt durch einen Segensspruch!"

* * *

In Betrachtung dessen soll man auch den Eid, welcher von einer möglichen Sache geschieht und nicht wider Gott und gute Sitten, ist, dem andern halten, er sei Freund oder Feind; dieweil der Eid mit der Anrufung des heiligen Namens Gottes geschieht, welchen Gott vergeblich zu führen verboten hat. Daher auch Josua der Hure Rahab und den Gibeonitern gehalten, was ihnen zugesagt worden war (Jos. 6, 22; 9, 15. 19. 20).

Allein wenn der Eid wider Gott und sein Wort, wider das natürliche Gesetz und gute Sitten ist, so darf er nicht gehalten werden, weil derjenige, welcher also schwört, sonst eine doppelte Sünde begeht, 1. daß er übel geschworen, 2. daß er solchen Schwur gehalten hat. Demnach hätte Saul Unrecht getan, wenn es des Eides halber seinen Sohn Jonathan, da er von dem im Walde fließenden Honig etwas gekostet, getötet hätte (1 Sam. 14). — Und Herodes tat unrecht, daß er seinen Eid, welchen er der Tochter Herodias getan, hielt und den unschuldigen Johannes den Täufer um desselben willen enthaupten ließ (Mark. 6, 16—29).

Dagegen tat Hippolyt recht, daß, da er seiner Stiefmutter, der Phaedra, mit einem Eide versprochen hatte, zu tun, was sie von ihm bitten würde, und sie Unzucht und Blutschande von ihm begehrte, er dieses abschlug und zu ihr sprach: „Mit meiner Zunge habe ich zwar geschworen, aber mein Herz und Gemüt habe ich mir frei behalten."

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Du sollst den Namen deines Gottes nicht mißbrauchen ... 3
Die zwei Herren ... 3
Du sollst den Namen deines Gottes nicht mißbrauchen ... 3
Oberlins Schwiegermutter ... 4
Das zweite Gebot ... 6
Mißbrauche den Namen Gottes nicht ... 8

Wir sollen bei Gottes Namen nicht fluchen ... 10
Das Fluchen ... 13
Fluchen wird von einem Soldaten wegen eines versprochenen Goldstückes unterlassen ... 13
Wesleys Vater und der fluchende Offizier ... 14
Ein Wort zur rechten Zeit ... 15
James Garfield ... 16
Der Hauptmann zu Kapernaum als Muster ... 16
Fluchen sie, so segne du! ... 17
Der getroffene Flucher ... 20
Der Flucher ... 21
Ein Gedankenloser ... 21
Der erste Fluch ... 22
Du sollst nicht fluchen und schwören ... 23
Der bestrafte Flucher ... 23
Das gottselige Gedicht, wie Christus durch Fluchen verwundet wird ... 23
Die Christen die größten Gotteslästerer ... 24
Merkwürdig ... 24
Hast du's gesehen? ... 24
Des Fluchers Beispiel ... 26
Mahnung an den Flucher ... 26

Du sollst nicht falsch und unnütz schwören ... 28
Xenokrates braucht nicht zu schwören ... 31
Dr. Fachs gibt 3000 Gulden, wie er geschworen ... 31
Keine falsche Aussage ... 31

Seite
Meineid wird am Könige in Ungarn bestraft 32
Herzog Rudolf von Schwaben 32
Falsche Leute werden nach ihrem eigenen Wunsch bestraft 32
Gott richtet 33
Die schreckliche Erfüllung 34
Ein Meineidiger verbrennt 35
Zum falschen Eid 35
Den hat Gott gerichtet 36
Das Bild in der St. Katharinen-Kirche 36
Der meineidige Jüngling 37
Du sollst nicht mit dem Eide spielen 38
Traurige Folgen des Meineids 39
Warnung vor leichtsinnigen und frechen Reden 40
Der Meineidige 41
Falsch geschworen 43
Der Dreifingerstein (Dreiländerstein) 45
Mein ist die Rache, spricht der Herr 47

APR 22 1912

BV
4664

LIBRARY OF CONGRESS
0 020 517 219 1

0 020 517 219

LIBRARY OF CONGRESS
0 020 517 219 1